

# Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 19.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 1. Mai 1887.

Große Ausgabe mit Supplement  
und allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.



Die Feste der Stadt Paris: Die Präfectur-Treppe. Von J. de Haenen.

Der Gemeinderath der Stadt Paris veranstaltete im April zwei Ballfeste, die in Bezug auf die prächtigen Ausschmückungen und die Bewirthung wohl mit den Festen unter dem Kaiserreiche weiteifern konnten. Die Gesellschaft, die sich durch die glänzenden Säle bewegte, war allerdings zum Theile eigenthümlich zusammengesetzt. Neben den Berühmtheiten des Tages sah man auch zweifelhafte Persönlichkeiten, die nur in den Augen des Pariser

Gemeinderathes sich besonderer Schätzung erfreuen, wie z. B. Ruiz Zorilla, der bekannte spanische Verschwörer. Auch sonst ging durch die Festlichkeiten ein „radicaler“ Zug; namentlich bei dem zweiten Feste wurde der Ton ein so ungezwungener, wie man ihn sonst bei offiziellen Festlichkeiten nicht zu finden pflegt. Freilich wurden auch nicht weniger denn 50,000 Glas Bier, 2500 Flaschen Champagner, 5000 Glas Punch und 500 Flaschen Por-

deaux getrunken, von verschiedenen anderen Flüssigkeiten abgesehen. Unser Bild zeigt jenen Raum des Pariser Stadthauses, wohin sich aus den überhöhten Räumen die der Kühlung Bedürftigen flüchteten, die Präfectur-Treppe. In diesen prächtig decorirten Vorsaal drang nur verworren der Lärm der fluthenden Menge. Der Bronze-Herold, der, hoch zu Ross, den Ausgang zur Treppe zu bewachen scheint, ist ein wohl gelungenes Werk des Bildhauers Fremiet.

## Drei Rosen an einem Zweig.

Erzählung von Heinrich Seidel.

(Schluß.)

### 3. Die Eine.

Der Mond glitt langsam zum Horizont nieder und versank groß und roth in dem herblichen Nebeldunst, der über den Wiesen und Feldern schwebte. Aber noch lange, bevor die Sterne erblaßten und die Hähne den Morgengesang anstimmten, ward es auf dem Gutshofe von Nolandshagen wieder lebendig. Verschlafenen Schrittes ging der Wirthschaftslehrling mit einer Laterne zum Kornboden, um den Knechten, welche mit schweren Stiefeln die Treppe auf- und abvolterten, den Hafer abzumessen. Aber auch im Hause rührte es sich schon, und bald schwankten mit wiegendem Schritt und mit klappernden Eimern die Mädchen zum Viehause wegen der Morgenmilk, und dazwischen quillte das Gefläuge mangelhaft geschmierter Pumpen, aus welchem Vieh und Menschen mit Wasser versorgt wurden. Danach ward das Getrappel der auf die Arbeit ziehenden Pferde und das Rollen von Wagen vernehmlich, und da nun die nahe Sonne den schwimmenden Herbstnebel zu röthen begann, so ward auch das kleine Vieh mit Gackern, Schnattern und Gurren lebendig, um seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen; und als das glänzende Geflügel endlich roth hervorgetaucht war und sieghaft den Rebel zerstreut hatte, da fand es auf dem ganzen Gute Niemanden mehr zu wecken, als den behaglichen Langschläfer aus der Stadt, den noch allerlei wunderliche Zukunftsträume umgaukelten. Als dieser dann endlich nach acht Uhr hinunterkam, fand er nur die drei Töchter dort, denn Brüning war bereits auf das Feld geritten, um sich nach seiner längeren Abwesenheit die Arbeiten und Fortschritte anzusehen.

Wieder weilten die Augen des Doctors mit Behagen auf Marthas voller und doch elastischer Gestalt, welche durch ein einfaches hellgraues Kleid und eine tüchtige weiße Schürze sehr vortheilhaft hervorgehoben wurde, und als er sah, daß sie den Hut aufsetzte, um nach der Meierei zu gehen, bat er, sie begleiten zu dürfen; denn mit einem Male war wieder in seiner Seele eine höchst merkwürdige Theilnahme für die verschiedensten Zweige der Landwirtschaft erwacht. Er ließ sich dort Alles zeigen, betrachtete es sorgfältig und fand, daß es gut war, sowohl der kühlle Milchfeller, in welchem Alles von Frische und Sauberkeit strahlte, der blank geschuerte Steinfußboden, die schimmernden Wände und die unzähligen flachen, mit Milch gefüllten Satten, in welchen sich der Rahm absetzte, als auch die schneeweiß geschuerten Eimer und sonstigen Holzgegenstände, an denen die Eisenteile wie Silber glänzten. Es ward gerade gebuttert, und hier ließ er sich genau die Neuerungen an der Maschine erklären und nahm sogar an der Butterleise, einem alten erblindeten und pensionirten Pferde, welches nur noch benützt wurde, den Göpel zu treiben, tiefen Antheil.

In dem Raume, wo die Butter fertig gemacht wurde, war die Meierin, ein hübsches, kräftiges Mädchen, mit Aneten beschäftigt, eine Arbeit, welche sehr wichtig ist, und zu welcher Geschicklichkeit, Ausdauer und Kraft gehören. Martha streifte das Kleid an den weißen und schönen Armen bis über die Ellenbogen in die Höhe, nahm an derselben Arbeit Theil, und Dannenberg sah nun mit Bewunderung, wie ihr dieses Geschäft von der Hand ging, wie der anfangs krümlige, zarte, weißgelbe Stoff unter ihren Fingern sich ballte und die feinen Perlen überflüssigen Wassers aus ihm hervorschwitzten, wie sie den erhaltenen Klumpen mächtig warf und emsig knetete, bis jene schöne, ebene Gleichmäßigkeit erzielt war, welche der Zweck dieser Bearbeitung ist. Er, der so lange Zeit ohne große Abwechslung in einem künstlichen Stadtleben, fern von den Quellen der Natur, sich bewegt hatte, ward ganz ergriffen von dem Zauber der Frische und Ursprünglichkeit, welche allen solchen Urbeschäftigungen der Menschheit innewohnt, zumal er sie ausüben sah von einem schönen und blühenden Mädchen, welches anfang, ihm nicht gleichgültig zu sein. Zugleich hatte er Gelegenheit, die klare Bestimmtheit zu bewundern, mit welcher Martha ihre Anordnungen traf und den Mägden, welche dort beschäftigt waren, ihre Befehle erteilte. Diese aber warfen heimlich Seitenblicke auf den stattlichen Fremden und ihre junge Herrin, und wenn sie nachher außer Beobachtungswerte waren, ergingen sie sich in geheimnißvollen Bemerkungen, welche sie so heiter stimmten, daß ihr lustiges Gelächter weithin schallte.

Nach einer Weile begleitete Martha den fremden Gast in das Viehhaus, welches einige neunzig stattliche Kühe und eine Anzahl von Mastkälbern enthielt. Das war aber nicht mehr der veraltete, dunkle und niedrige Stall von früher, als man noch keine Stallfütterung, sondern nur Weidegang kannte, nein, die Kühe befanden sich in einem hohen, saalartigen Raume, dessen Decke nur von einzelnen starken Holzsäulen getragen ward, und durch große Fenster kam eine genügende Helligkeit. Die

breiten Krippen hingen an eisernen Stangen von der Decke herab, wo sie auf Rädern liefen und in der Längsrichtung des Gebäudes verschiebbar waren. Auch konnte man sie mit Schrauben und Handrädern höher und tiefer stellen, je mehr durch das häufig frisch geschüttete Stroh der Fußboden sich erhöhte. An jede dieser beweglichen Krippen waren zwei Reihen Kühe nur lose mit Ketten angebunden und erfreuten sich, gemächlich kauend, an dem aufgeschütteten, köstlichen Grünfutter, sodas ein behaglich mahelndes Knirschen von über neunzig Mäulern den ganzen Raum erfüllte. Martha kannte sie alle bei Namen und zeigte dem Gaste ihre Lieblinge, die sich durch besondere Schönheit und den höchsten Milchtrag auszeichneten. Kapitain, Nachtigall, Heister (Ester), die natürlich schwarz und weiß war, Bismard, Putzschelle und Hüppup'nbülden wurden am meisten gerühmt. Auch Kamerun, eine ganz schwarze Kuh, fast ohne Abzeichen, ward lobend erwähnt und aufmunternd gestreichelt. Dann kamen die Mastkälber an die Reihe. Sie standen in kleinen, ganz engen Verschlägen, in welche man von oben hineinblicken konnte, wo sie sich fast keine Bewegung machen und sich nur eben hinlegen konnten. Dannenberg kannte diese Methode noch nicht und fand solche Art von Einsperrung für Geschöpfe von natürlicher Munterkeit ein wenig grausam. Martha, die von dergleichen Sentimentalität vollständig frei war, sah ihn ganz verwundert an und sagte: „Aber, Herr Doctor, die Thiere wissen es ja gar nicht besser und werden gerade noch mal so schnell fett, als wenn sie frei herumspringen. Die sind ganz vergnügt und kriegen so viel zu fressen, als sie mögen. Sehen Sie sich nur mal an, ob sie traurig aussehen!“

Und wirklich, sie trugen auf ihren Angesichtern den Ausdruck wohlgenährter Behaglichkeit zur Schau, und ihre Augen strahlten von innerster Zufriedenheit. Martha wurde auf einen Augenblick abgerufen, und der in der Nähe stehende Futterknecht übernahm einstweilen die Führung. Er führte Dannenberg zu zwei Kälbern von besonders glänzender und rundlicher Schönheit: „Dei sehn Sei Sid man mal an, Herr,“ sagte er; „dat sünd Staatskalver; dei sünd mit idel säut Mell upbörmt.“

Der Doctor meinte, da würden sie im Verkauf auch wohl bedeutend höhere Preise erzielen. Da grinste der Brave und erwiderte: „Ja, dei, wat Sei woll glöben! Dei warden gor nich verlöst, dei frett un' Herr sülvst!“

Der Doctor mußte laut auflachen über diese drollige Auskunft und theilte Martha, welche soeben wieder herzutrat, den Grund seiner Heiterkeit mit. Sie stimmte fröhlich in sein Gelächter ein und sagte dann: „Ja, Recht hat er; für guten Kalbsbraten hat Papa eine Schwäche, und er sorgt immer dafür, daß ein neuer heranwächst.“

Mittlerweile war die Zeit für das Frühstück herangekommen, zu welchem sich Brüning wieder eingestellt hatte, und nun nahm dieser seinen Freund für den übrigen Theil des Tages in Anspruch, um ihm das Gut zu zeigen, besonders sein Stedenpferd, die neu angepflanzten Waldungen, Feldgehölze und vor Allem die lebendigen Hecken an allen Wegen und zwischen den einzelnen Schlägen, die sämmtlich erst in der Zeit entstanden waren, da ihm das Gut gehörte. „Sieh mal, früher,“ sagte er, „vor langer Zeit, da war ganz Norddeutschland von solchen Hecken durchzogen. Jetzt findet man sie fast nur noch im westlichen Mecklenburg, im Lauenburgischen und in Schleswig-Holstein, wo man sie Knide nennt. Unsere Vorfahren wußten ganz genau, was sie thaten, und waren überhaupt nicht so dumm, wie manche Leute heutzutage, die sich klug dünken. Denn diese Hecken mit den kleinen Wällen, auf welchen sie stehen, sind Windbrecher und Wärmefänger und geben Schutz vor unserem bösesten Feinde, dem scheußlichen, kalten und trockenen Nordost. Aber da kamen die klugen Leute und rechneten, so und so viel Morgen könnten sie für den Kornbau gewinnen, wenn sie den Boden urbar machten, wo die nach ihrem Urtheile nutzlosen Hecken ständen. Das thaten sie denn auch, und Einer hat's dem Anderen nachgemacht, sodas der mörderische Wind stellenweise viele Meilen weit über die kahle und völlig unbeschützte Fläche dahindrausen kann. Meine Nachbarn haben sehr gelacht und gespottet, als ich anfang, mit großer Mühe und vielen Kosten überall wieder Hecken anzupflanzen; aber jetzt machen sie schon sehr nachdenkliche Gesichter bei der Sache und lachen nicht mehr. Denn in dem bösen, trockenen, kalten und sonnigen März vor drei Jahren, als ewig dieser böse Wind wehte, da sind ihre ganzen Schläge ausgewintert, während ich auf meinen geschützten Feldern kaum nennenswerthe Verluste hatte. Und, sieh mal, soviel Poet bin ich auch noch, um mich über einige andere Dinge zu freuen; denn Du kannst Dir denken, wie hübsch es aussieht, wenn im Frühjahr in den Hecken der Weißdorn blüht, oder im Juni die wilden Rosen, oder, wie jetzt, aus dem gelben Laube die rothen Hagebutten und das andere Beerenzug hervorleuchten. Und von der Singerei im Frühling kannst Du Dir kaum eine Vorstellung machen; denn da wimmelt es hier von Hecken-Braunellen, Hänslingen, Grasmücken und Ammern, die alle höchst willkommene Nist-Gelegenheiten finden und außerdem lauter nützliche Thierchen sind, die sich von schädlichen Insecten und Unkrautsamen ernähren.“

Unter dergleichen weisen Gesprächen und Belehrungen verging bei der Besichtigung aller dieser verschiedenen Anlagen der Tag, und erst als Dannenberg am Abend spät allein auf seinem Zimmer war, gewann er die Zeit, ganz den freundlichen Gedanken nachzuhängen, welche den Tag über alle Augenblicke, wie Sonnenblicke aus wolkigem Himmel, in ihm aufgetaucht waren. Er versenkte sich wieder in den Anblick der einen Rose, welche, nun voll und ganz aufgeblüht, schon die äußeren Blätter zurückbog und in jener Vollendung sich zeigte, die den Anfang vom Ende bedeutet. Er wagte nicht, sie zu berühren, aus Furcht, die Blüthe zu zerstören, und sank dann bald, aus den bewußten Träumen des Wachens in die unbewußten des Schlafes.

### 4. Die Andere.

Herr Brüning mußte am anderen Tage in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Rostock, und Dannenberg blieb für den ganzen Tag auf die Gesellschaft der drei Schwestern angewiesen, womit er schon zufrieden war. Doch hatte jede derselben ihre häuslichen Geschäfte, und so kam denn bald ein Augenblick, wo er in dem behaglichen Wohnzimmer allein war. Draußen ging ein feiner Staubregen hernieder, sodas ein Ausflug in Feld und Wald nichts Verlockendes hatte, und so beschloß er denn, sich einmal in der Bibliothek seines Freundes umzusehen. Als er in dessen Zimmer eintrat, fand er dort ein Tohuwabohu, denn Martha benutzte die Abwesenheit des Vaters, um eine gründliche Herbst-Reinigung vorzunehmen, und war unter Beihilfe des Stubenmädchens gerade mit dem Abstäuben der Bücher beschäftigt. Wieder erfreute ihn die stinke Tüchtigkeit und die fröhliche Arbeitslust, mit welcher das schöne, frische Mädchen auch dieses Geschäft betrieb. Mit dem einen Büchergestell waren sie bereits fertig, und als nun Dannenberg dort heranging, um aus dem Vorrathe Passendes auszuwählen, da fuhr ihm mit einem Male ein Schreck in die Glieder, denn er sah etwas, das seinem bibliothekarischen Herzen tiefen Schmerz bereitete; denn nicht allein, daß die Bücher einfach nach der Größe wieder eingeordnet waren, fehlte auch bei den mehrbändigen Werken jede richtige Reihenfolge, ja einzelne Bände waren in fremde Gesellschaft gerathen und schienen in tiefe Trauer versunken über die Trennung von ihren Angehörigen, während andere wieder, die Sohlen gen Himmel gerichtet, voll stillen Grames auf dem Kopfe standen. Dannenberg fühlte, daß in seinem Innern etwas zerriß, allein er wollte doch noch einen Versuch machen und stellte Martha mit leichtem Scherz über ihre Unthaten zur Rede. Diese aber sah mit einem Blicke voll feindlichen Hasses auf das Gestell hin und jagte: „Ach, die alten, dummen Bücher! Sie kosten eine Masse Geld, und man hat nichts, als Arbeit und Aerger daran. Es ist nur, daß sie dastehen und Staub fangen. Der Einzige, der noch manchmal kommt und sich einen Band leiht, ist unser Schulmeister, — na, und daß der schon halb tiderig ist, weiß ja Jeder.“

Dabei zeigte sie mit dem Finger auf ihre weiße Stirn und lachte spöttisch.

Dannenberg war zerknirscht; er zog auf's Gerathewohl ein Buch heraus, und während er sich dann die Treppe hinauf zu seinem Zimmer begab, summten alle die freundlichen Träume davon, welche sich in seinem Kopfe schon so behaglich eingenistet hatten: die schöne Villa in Steglitz, die hübsche, sorgliche Hausfrau, der prächtige Garten, die lustigen Kinder, der Rasenplatz mit den Butterblumen, und Alles.

Als er dann in seinem Zimmer auf dem Sopha saß, fiel ihm wieder das Glas mit den Rosen in die Augen, und unwillkürlich holte er es zu sich heran. Jedoch die kleine Erschütterung, welche dadurch bewirkt wurde, war für die eine überblühte Rose schon zuviel, und mit einem Male lagen sämmtliche Blätter auf dem Tischuche, als ein zartes, rosiges Häufchen. Dannenberg lächelte ein bißchen wehmüthig über dies symbolische Ereigniß und richtete seine Augen auf die folgende Rose, welche nun voll aufgeblüht war und die vergangene an Schönheit fast übertraf. Es war merkwürdig, wie schnell jeder Gedanke an die wirtschaftliche Martha in seinem Innern vertilgt war durch das eine kleine Ereigniß, wo er plötzlich die Luft gähnen sah, welche zwischen ihm und ihr sich aufthat. Es war eine jener flüchtigen Zuneigungen des menschlichen Herzens, die gleichsam auf eine Schiefertafel geschrieben sind, sodas ein Strich mit dem Schwamm genügt, sie hinwegzulöschen; und als der Doctor mit den drei Mädchen zu Mittag aß, da war die Ruhe seines Ge-

\*) Die sind mit eitel süßer Milch aufgefüttert.

müthes schon so weit wieder hergestellt, daß er bereits fröhlich zu scherzen vermochte.

Einige Zeit nach Tische gelangte er durch Zufall in das kleine grüne, nach dem Garten hinaus gelegene Esszimmer, wo er schon öfter sich lesend aufgehalten hatte, weil es so still und abgelegen war. Dort fand er die zweite Tochter, Marie, vor, in ein Buch vertieft, und mit dem Fallenbilde des Autors bemerkte er sofort, daß dieses Buch die „Gedichte von Konrad Dannenberg“ waren. Ein zweiter Blick sagte ihm, daß die Schöne trotz der nachmittäglichen Stunde nicht dabei eingeschlafen war, sondern daß sie mit von Theilnahme gerötheten Wangen sich wirklich in das Buch vertieft hatte. Da dies nun mehr ist, als ein gelegentlicher lyrischer Dichter in Deutschland heutzutage billiger Weise verlangen kann, so that es seinem Herzen gut, und ein freundliches Wohlwollen gegen das junge Mädchen regte sich in ihm. Schon wollte er mit einer leichten Entschuldigung sich wieder entfernen, um die Leserin nicht zu stören, da blickte Marie zu ihm auf und sagte:

„Ich wußte gar nicht, Herr Doctor, daß Sie ein Dichter sind, — da hat mir Papa gestern Ihr Buch gegeben. Ich muß nun gestehen, daß ich ganz verwundert bin; denn seit Sie am ersten Abend mit so großer Theilnahme und Kenntniß sich über Kochkunst und Essen und Trinken unterhielten, glaubte ich nicht, daß Sie überhaupt an idealen Dingen Antheil nehmen könnten.“

Dannenberg setzte sich, schaute behaglich vor sich hin und sagte: „Ja, mein Fräulein, was sind ideale Dinge? Zu essen sind sie jedenfalls nicht, wie Sie anzunehmen scheinen. Zunächst muß ich vorausschicken, daß ich einen vielleicht ungerechtfertigten Haß gegen die Bezeichnungen ideal und Idealismus hege. Ich bin der Meinung, diese Ausdrücke haben die Philister erfunden, um damit eine Art von hohler optimistischer Rhetorik zu bezeichnen, welche ihnen imponirt, und welche sie wegen ihrer tönenden Gemeinplätze für Poesie halten. Diese Art Idealismus fängt genau dort an, wo die Kenntniß der Wirklichkeit aufhört, und solche Art von Poesie ist sehr bequem auszuüben, weil sie nur ein wenig formale Begabung und eine möglichst große Unkenntniß der Welt erfordert. Alle wirkliche Kunst aber ist realer Natur und gleicht einem Baume, der seine Wurzeln tief in die wohlgegründete Erde streckt und aus ihr die Kraft saugt, seine Krone weit auszubreiten und schimmernde Blüten und schwellende Früchte zu zeitigen. Und wenn ihr das gelingt, das heißt, wenn sie es vermag, die Dinge dieser Welt, die Gedanken, Meinungen und Handlungen wirklicher Menschen in ihrem Kerne darzustellen, befreit von allen Zufälligkeiten, so kann man sagen, daß das Ideal erreicht ist. Aber der Mechanismus dieser Welt und des menschlichen Herzens ist ein sehr verwickelter, und Wenigen gelingt es, dies Getriebe zu überschauen, — weshalb es wohl viele Poesiebestreber, aber nur wenige Dichter giebt. Doch entschuldigen Sie diese Abschweifung; ich wollte Ihnen eigentlich antworten auf das, was Sie vom Essen und Trinken sagten. Der wahre Dichter, dessen ideales Bild dem braven deutschen Philister tief in's Herz gegraben ist, legt allerdings auf Essen und Trinken keinen Werth. Er lebt in einer Datschube, trägt etwas so langes Haar, vernachlässigt seine Kleidung und ist bei Bouletten und Bratartoffeln und einem Glase Dünmbier froh, wie ein König, denn in seinem Haupte hegt er ja das Ideal, und er weiß, daß er nach seinem Tode ein schönes Denkmal bekommt, oder auch nicht.“

„Im Grunde liegt die Sache nun wohl nicht ganz so; denn der Dichter ist doch eben ein Mensch, wie Andere auch, und unterscheidet sich nur dadurch von der großen Menge, daß es ihm gegeben ward, die Dinge dieser Welt mit neuen Augen anzusehen; denn nicht, was man sieht, sondern wie man sieht, darauf kommt es an. Und da sollte es ihm entgehen, welcher Schatz von Poesie im Essen und Trinken liegt, den allernothwendigsten Beschäftigungen der ganzen Menschheit? Dem wahren Dichter soll nichts Menschliches fremd sein und nichts zu gering, daß er nicht versuche, mit liebendem Blick es zu durchdringen, um seine Eigenart oder Schönheit zu Tage zu fördern. Ich spreche nicht von mir, Fräulein Marie; ich bin ein kleines Poetlein und laufe so mit im großen Haufen; ich spreche von meinem Ideale. Und da muß ich sagen, eine gewisse Ausbildung des Geschmacksinnes gehört zur Bildung. Barbarisch nenne ich Jenen, und sei er der gelehrteste Professor, der stumpfsinnig in einer widerwillig abgerungenen Arbeitspause sein Essen in sich hineinschlingt, ohne zu wissen, was er verzehrt, und eine leise Verachtung hege ich vor Jenen, die es als eine Tugend hinstellen, daß sie für Tafelgenüsse keinerlei Sinn haben, während sie sich doch eigentlich dieses Mangels ein wenig schämen sollten. Verächtlich sind mir aber auch die Gegenbilder: der gewöhnliche Freßer, dem es auf die Masse ankommt, und der prohenhafte Schlemmer, welchem nur die Kosten Genuss bereiten. Und schließlich mache ich Sie darauf aufmerksam, daß man niemals von einem Kochhandwerk, sondern von einer Kochkunst spricht, daß also unsere sinnreiche Sprache auch hier sein und richtig

unterscheidet, und außerdem steht fest, daß Niemand den Gipfel dieser Kunst erreicht, der nicht zugleich ein Stück Poet ist, denn kochen im höchsten Sinne heißt dichten!“

Hier ward Dannenberg von Marie Brüning durch ein lustiges Gelächter unterbrochen. Dann sprach sie: „Wahrhaftig, Sie verstehen es, eine Sache zu verteidigen. Man bekommt ja ordentlich Ehrfurcht vor einem solchen Dichter-Koch oder Koch-Dichter. Ich stelle ihn mir vor in seiner hohen, geräumigen, mit dem herrlichsten Geschirr angefüllten Küchenhalle, wie er, umgeben von andächtigen Schülern, vor dem Herde gleichwie vor einem Altare waltet und, angethan mit einem schneeweißen Talar und einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, weihvoll eine Schnepfen-Pastete dichtet.“

„Sehr gut,“ sagte Dannenberg belustigt, „ich sehe, wir verstehen uns.“ Es gefiel ihm ausnehmend, daß das junge Mädchen es vermochte, sogleich auf den humoristischen Ton einzugehen, welchen er angeschlagen hatte. Als sie dann im weiteren Verlaufe des Gespräches sich von seinen Dichtungen unterhielten, bemerkte er mit Wohlgefallen, — denn welcher Poet wäre dagegen unempfindlich? — daß sie diese mit Sorgfalt gelesen hatte; auch schienen ihm die Fragen, welche sie stellte, wo ihr etwas dunkel geblieben war, sehr verständig. Er fing an, sie für eine recht angenehme junge Dame zu halten. Es reizte ihn dann, zu erfahren, wie sie über seine beiden Lieblinge unter den lebenden Dichtern dachte, über Gottfried Keller und Theodor Storm, zwei Poeten, deren einer an der äußersten Südgrenze, der andere an der äußersten Nordgrenze deutschen Sprachthums seine Heimath hat. Da stellte sich allerdings heraus, daß sie von dem ersteren nichts wußte, kaum seinen Namen; der zweite aber war ihr wohlbekannt, allerdings auch nur durch die weitverbreitete Erzählung „Immensée“ und dies führte auf die Besichtigung ihrer niedlichen kleinen Bibliothek, welche auf einem zierlichen Hängebrette an der Wand desselben Zimmers untergebracht war. Es war die richtige Bachsch-Bibliothek, und zwar so normal, daß sie dem Bücherkenner Dannenberg unwillkürlich ein Lächeln entlockte. Da waren, als am stattlichsten in der äußeren Erscheinung, Stifter's „Studien“, da war „Waldbreiters Brautfahrt“ von Roquette, Kinkel's „Otto der Schütz“ und Fouqué's „Andine“. Dort befand sich „Frau Holbe“ von Baumbach, Leander's „Träumereien an französischen Kaminen“ und Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder“. Natürlich fehlten nicht „Die Irklüchter“ von der Petersen, „Das Wort der Frau“ von Heyden, „Was sich der Wald erzählt“ von Puttli, und was dergleichen poetische Nippisachen mehr sind. Das war nun zwar nicht viel, aber doch etwas; es war wenigstens ein literarisches Interesse vorhanden, und das that Dannenberg nach seiner trübseligen Erfahrung von demselben Morgen doppelt wohl. Zudem war Marie eine sehr angenehme Erscheinung. Sie war nicht von der derben, blühenden Schönheit ihrer älteren Schwester, sondern Alles an ihr war zarter und sanfter, und ein gewisser verschleiert träumerischer Ausdruck stand den dunkelgrauen Augen sehr gut. So kam es denn, daß Dannenberg, als er an demselben Abend auf seinem Zimmer saß und sinnend die zweite Rose betrachtete, welche nun sich voll erschlossen hatte, wiederum in höchst merkwürdige Träumereien versiel. Es mußte doch köstlich sein, ein sanftes, weibliches Wesen um sich zu haben, das Antheil nimmt an Allem, was Geist und Gemüth des Mannes bewegt. Wie schön, mit ihr gemeinsam zu genießen, was Poeten, Musiker und Künstler Herrliches geschaffen haben; wie schön, sie einzuführen in diese Wunderwelt und das Alte, längst Bekannte in dem träumerischen Spiegel ihrer Augen neu zu genießen! Wie schön, — ja, Herr Doctor Konrad Dannenberg war ein sonderbarer und gründlicher Träumer.

##### 5. Die Dritte.

Der nächste Tag war ein Sonntag; es hatte sich aberegnet, und der morgendliche Nebel war von dem klarsten Herbstsonnenschein zerstreut worden, sodas bei stiller Luft und blauem Himmel draußen einer jener milden Octobertage glänzte, die das Herz berühren, als sei die Welt in träumerische Erinnerung verloren an die erste junge Frühlingszeit. Der Gutsbesitzer war in der Nacht von seiner Ausfahrt zurückgekehrt und stattete beim Frühstück sehr aufgeräumt Bericht ab über seine Erlebnisse in der Stadt und über die Erledigung manigfacher Aufträge, welche seine Töchter dem Kutscher und ihm ertheilt hatten.

„Guch, Dirns,“ sagte er, „habe ich auch das Gewünschte mitgebracht: für Martha die neuen Butterformen und den Stoff zu Küchenschürzen, für Mite die Bücher aus der Leihbibliothek, — hör' mal, Frauenzimmer, es ist wieder ein ganzer Packen; Du liest mir zu viel solches Zeug, — und für mein Vening was zum Naschen, Magen-Morsellen aus der Apotheke, — ich weiß, die mag der Süßschnabel. Und dann hab' ich noch was mitgebracht, nämlich dem Pastor seinen Candidaten, der nun ja in Kostock vor dem Examen liegt

und sich mal wieder des Sonntags bei Mutter verpusten will.“

Hier bückte sich Lene, denn ihre Serviette war hingefallen; und als sie sich wieder erhob, war sie von der Anstrengung ganz roth im Gesicht, — oder kam es davon, daß der Vater sie vor dem fremden Gaste einen Süßschnabel genannt hatte?

Nach dem Frühstück begab sich Dannenberg in das kleine grüne Zimmer; und obwohl er es sich nicht recht gestehen wollte, hatte er doch die stille Hoffnung, dort wieder mit Marie zusammenzutreffen. Er fand auf dem Tische den stattlichen Haufen Bücher aus der Leihbibliothek, welche Brüning mitgebracht hatte, und nun plagte ihn die Neugier, zu sehen, welche Lectüre das junge Mädchen bevorzugte. Das Aussehen dieser Schmöker, welches er zunächst prüfte, gefiel ihm allerdings wenig. Sie waren alle etwas fettig und klebrig anzufassen und trugen auf dem Rücken einen schmutzigen, gelben Zettel, der eine mit Tinte geschmierte Zahl zeigte. Auch im Innern sahen sie nichts weniger als appetitlich aus; die Blatt-Ecke unten rechts hatte bei allen Büchern durch das viele Umblättern von unzähligen, nicht immer sauberen Fingern eine schmutzig gelbe Färbung angenommen, und bei näherer Durchsicht gewährten allerlei Flecke von Kaffee, Del, Tinte, Bratenfauce und anderen nicht mehr festzustellenden Flüssigkeiten dem Auge eine reiche Abwechslung. Auch strömten alle diese Bände jenen muffigen, undefinirbaren Duft aus, welcher allen Leihbibliotheken gemeinsam ist, gleichwie auch alle Apotheken in der ganzen Welt denselben Geruch von sich geben. Die Nase des Bibliotheklers kräufte sich ein wenig, als er diese Wahrnehmungen machte; doch noch ganz anders wurde ihm zu Muth, als er die Titel betrachtete und dadurch bei seiner großen Literatur-Kenntniß einen Begriff von dem Inhalte dieser Bücher erhielt. Das waren also die Geisteswerke, welchen Fräulein Marie Brüning ihre Theilnahme zuwendete! Es waren lauter Hervorbringungen jener fleißigen Handarbeiter männlichen oder weiblichen Geschlechtes, welche Tag für Tag am Webstuhle der Literatur sitzen und Romane von bestellter Länge „auf Stück“ arbeiten, in solcher Weise, wie es gerade die Tagesmode verlangt. Ein elendes Geschlecht hungeriger Püschler, — man könnte es fast bemitleiden, wenn sein Thun nicht so widerwärtig wäre. Wie abgestumpft mußte der Geschmack Derjenigen sein, die an solchen Bettelsuppen Gefallen fand! Ein abgegriffener Katalog der Leihbibliothek lag bei den Büchern, und in diesem waren alle Werke bezeichnet, welche bereits gelesen waren oder zu lesen gewünscht wurden. Es war immer dieselbe Gattung, und nur höchst selten lief ein Buch von besserer Art mit unter. Dannenberg huddelte sich ein wenig, als er sich von diesen Thatsachen hinreichend überzeugt hatte, und begab sich still hinweg in den herblichen Garten, alle schönen Träume, welche ihn am Abend vorher so schmeichlerisch umspinnen hatten, hinter sich lassend. Merkwürdig, die Beschäftigung mit Büchern war sein Beruf, und mit Büchern hatte er hier nun schon zum zweiten Male Unglück gehabt.

Nach dem Mittagessen sagte Brüning zu Dannenberg: „Lieber Freund, ich kenne nun schon Deine wunderliche Passion, nach Tische, wo jeder verständige Mensch, also auch ich, ein Schläschen macht, spazieren zu gehen. Heute könntest Du mir einmal einen Gefallen thun und das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Mein Jäger hat heute Urlaub, und in Folge dessen ist der Dohnensteig noch nicht begangen. Wie wäre es nun, wenn Du ihn Dir jetzt einmal ansiehst, die gefangenen Vögel auslösest und die Dohnen wieder in Ordnung brächtest? Ich weiß, früher machte Dir das Vergnügen; das ist nun allerdings schon über zwanzig Jahre her. Ich geb' Dir Lene mit; die Dirn weiß Bescheid und kann die Luitschbeeren tragen. Du nimmst meine große Jagdtasche, und ich denke, Du wirst Dich an dem, was sich seit gestern gefangen hat, nicht gerade todt schleppen.“

Dieser Vorschlag sagte Dannenberg zu; Lene ward gerufen, zog zwar ein wenig mit den Schultern, als ob sie keine rechte Lust hätte zu dem Geschäfte, nahm aber doch das Körbchen mit Ebereichenbeeren über den Arm und fügte sich in ihr Schicksal.

Der Herbsttag draußen war so träumerisch still, sonnig und warm, wie ihn der October nur bietet, wenn er in der besten Laune ist. Sie gingen durch den Garten, wo Sonnenblumen und Astern blühten und ein herblicher Duft von welkem Laub und Kefeda wehte. Farbige Herbstschmetterlinge gaukelten über die Beete, setzten sich an die dunklen Stämme, ihre schimmernden Flügel zu glätten, und Alles rings, Alles, was noch blühte oder Blätter hatte, schien einzig darin versunken, so viel von dem milden Sonnenschein zu trinken, als nur möglich war. Sie gingen durch das Pfortchen hinaus, den Fußsteig entlang, der durch die Felder führt, und als sie auf die Höhe kamen, sahen sie rings die Waldungen und Gehölze liegen, theils in der finsternen Tracht der Nadelhölzer, theils in dem farbigen Glanze des Herbstes, vom dunklen Purpurbraun bis zum hellsten Gelb, während



„Die Wienerstadt in Wort und Bild“, das neue Anstattungs-Stück des Theaters an der Wien. Von Wilhelm Gause.

Einen überaus glücklichen Griff in das Leben der fröhlichen Kaiserstadt an der Donau hat das Theater an der Wien mit seiner neuen Anstattungs-Boffe gethan. Ist auch von einer eigentlichen Handlung des Stückes kaum die Rede, — denn der biedere Provinziale, der mit seinem Lotterie-Gewinn in der Residenz sich vergnügte Tage zu machen sucht, dient dem Ganzen nur als Folie, — so sind doch die vollstümlichen Erscheinungen der Kaiserstadt, die Einrichtungen wie die typischen Figuren, in ergötzlicher Weise charakterisirt, beziehungsweise ironisirt. Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, das Rennen in der

Freudenau, der Blumen-Gorso im Prater, das Bruder Lager, die „harben“ Wäschermadeln und die fieschen Deutschmeister, Reporter, Sicherheitswachmänner, Fiaker-Kutscher, Berg- und Sport-Fere, — Alles dies wird in einer bunt belebten Reihe launiger Bilder vorgeführt. Hat auch in vielen anderen Großstädten das Volkleben sich recht uniform gestaltet, in Wien wimmelt es noch von originellen Erscheinungen und Typen, die hier alle von ihrer heitersten Seite sich zeigen. Ruhmreichen Antheil an dem Erfolge des Stückes hatte das treffliche Spiel der Künstler, in deren Mitte Girardi, der ausgezeichnete Komiker, steht. Ein wahrer

Protens, spielt er eine ganze Reihe von Rollen, eine lustiger und wirksamer, als die andere. Auf dem ersten unserer Bildchen sehen wir den Künstler als „zufriedenen Wiener“, gegenüber Fräulein Gollin als Volksfängerin; das zweite Bild versteht uns in den an Wanderdingen reichen „Sensations-Salon“ der Madame Bonton, das dritte in das Bruder Lager, wo eben der Zapfenstreich vor sich geht. Ein weiteres Bild veranschaulicht das Renn-Vergnügen in der Freudenau, und zum Schlusse sehen wir abermals Girardi, als „Herr von Kraft“ sich der Madame Bonton als den stärksten Mann der Stadt Wien präsentirend.



Die kirchliche Feier zum Osterfest nahm am königlichen Hofe zu München am 7. April ihren Anfang. Unter Vorantritt der Herren des „großen Hofes“, d. h. der hohen Hof- und Staatskammern, der Kammerer, Kammerjunker und Edelknechte, begab sich der Prinz-Regent Luitpold Vormittags elf Uhr in die Allerheiligsten-Hofkirche, wo die Mitglieder des bairischen Königshofes und die Angehörigen der Hofkreise sich bereits versammelt hatten.

Nach Beendigung des vom Hofmeister-Dean von Fünf celebrirten Hochamtes wurde das heilige Sacrament in feierlicher Procession zur Heiligh-Hofkapelle gebracht, und hieran schloß sich im Decorsalen-Saale die Aufschwängung an. Der Oberst-Hofmeister überreichte dem Prinzen die Krone; dieser begibt, während der Subdianoms einreden darunter hält, den entblößten Fuß und trachtet dann denselben mit einem vom Oberst-Hofmeister überreichten Tuche ab, worauf der Hofmeister-Dean den Fuß küßt. Nachdem diese Cerimonie an allen zwölf Männern vollzogen worden, hing der Prinz-Regent jedem derselben einen Beutel mit Geld am den Hüfte.

Im Saale wohnten alle königlichen Prinzen und sämtliche Herren des großen Hofes, auf den Tribünen die Prinzen, Prinzinnen und viele Damen und Herren der Hof-Abtheilungen der Feiern bei.

Die Aufschwängung in München, am 7. April. Von Arthur Langhammer.

dazwischen das freundliche Grün der jungen Saaten als eine Verheißung fröhlicher Zukunft leuchtete.

Der Fußweg war schmal, sodaß nicht zwei Personen neben einander gehen konnten; und als nun Lene schlank und ebenmäßig vor ihm herschritt, betrachtete Dannenberg mit Wohlgefallen ihre feine und doch kräftige Gestalt und sah mit Vergnügen, wie zierlich und schön sie auf den Füßen ging. Wenn sie bei dem spärlich fließenden Gespräch den Kopf ein wenig wendete, um ihm zu antworten, so erfreute er sich an den schönen Linien ihres Profils, an der reinen Stirn, dem feinen Näschen, den zart geschwellten Lippen und dem runden Kinn. Sie trug das Haar, wie er es gern hatte: einfach zurückgenommen und hinten in einen Knoten gewunden, wie man es an griechischen Bildwerken sieht. Wo hatte er eigentlich bis dahin seine Augen gehabt, daß er diese unvergleichliche kleine Schönheit gar nicht beachtet hatte? Freilich, sie war etwas still und einsilbig; doch das war auf ihre Jugend zu schieben und am Ende jehtmal besser, als wenn sie albernes Zeug geschwätzt hätte.

Bald war ein dichter Bestand von jungen Fichten erreicht, und hier nahm der Dohnensteig seinen Anfang. Ein grünes, dämmeriges Licht herrschte in dem schnurgeraden, langen Gange, der sich nun vor den Weiden aufthat, und eine feierliche Stille, die nur zuweilen durch das feine Zwitschern streichender Reizen und Baumläufer oder das warnende Schnicken eines Rothkehlchens unterbrochen wurde. Drosseln schienen nicht in der Gegend zu sein, sonst hätte man wohl ihre Lockstimmen gehört. Aber dagewesen waren sie, denn plötzlich lief Lene schnell voraus und stand bei einer Dohne, darin sich einer der geschätzten Vögel gefangen hatte und wie ein armer kleiner Sünder am Galgen hing. Das Mädchen löste ihn mit den zierlichen Fingern geschickt aus und stellte dann die Pferdehaarstrahlen wieder sachgemäß ein, sodaß sie sich ein wenig überschneiden. Dann hob sie dem Vogel einen Flügel empor, zeigte auf das Roth an der Unterseite und sagte: „Das ist eine Weindrossel; die sind zwar nur klein, aber die besten, wie Papa sagt.“ Es mußte wohl am Vormittage ein großer Zug dieser Vögel durchgewandert sein, denn sie fanden ausschließlich solche, die sich in ziemlicher Menge gefangen hatten, ja einmal kam sogar der seltene Fall vor, daß in einer Dohne zwei Vögel hingen, in jeder Schlinge einer. Als die beiden Leute nun sich gegenüber standen und jeder eines der Thierchen auslöste, wobei sich ihre Hände mehrfach berührten, sah Dannenberg wieder auf das liebe Gesicht vor ihm, das von einer rothigen Farbe der Gesundheit blühend durchleuchtet und so rein und frisch war, wie eine unberührte Frucht; nur über den schmalen Nasenrücken ging, kaum sichtbar, ein kleiner Sattel von blassen Sommerprossen hin. Er fand auch dies entzückend. Die Züge dieses anmuthigen Gesichtes waren noch kindlich zu nennen; nur in den Augen lag ein träumerischer Glanz, als wüßten sie schon von süßen Dingen.

Der Dohnensteig zog sich nun aus den Fichten heraus in einen gemischten Bestand, der in der vollen Pracht des Herbstes schimmerte. Dort standen Birken in blasser Golde und junge Buchen in allen Tönen leuchtenden Brauns, und dazwischen wieder dunkle Edeltannen mit weißlichen Stämmen. Hier ging der Steig nicht mehr geradeaus, sondern wand sich, je nach der Gelegenheit, durch das Gehölz hin, und dies vermehrte die Spannung, da man nicht mehr schon von Weitem sehen konnte, ob sich was gefangen hatte. Es entwickelte sich ein lustiger Wettstreit, die gefangenen Vögel zuerst zu erspähen, und bei dem stürmischen Gange rötheten sich die Wangen des Mädchens, und ihre Augen blitzten vor Lust. Endlich hörte der Dohnensteig auf, nachdem die Ausbeute neununddreißig Vögel, lauter Weindrosseln, betrogen hatte. Sie traten dann hinaus, auf einen cirkelrunden Platz im Walde, in dessen Mitte eine einzelne, herrlich gewachsene alte Eiche stand. Rings an die Grenze des Gehölzes hatte Bräunung eine dreifache Reihe schöner, gleichmäßiger Fichten pflanzen lassen, welche die Wand dieses, von der mächtigen Eichenkuppel überwölbten Saales bildete. An dem Stamme des riesigen Baumes gingen eine Anzahl mehr als armdicker Epheuranen empor, die sich oben an die mächtigen Äste, deren jeder für sich schon ein tüchtiger Baum war, vertheilten und solche bis in die höchsten Zweige über und über berankt hatten. Ganz feierlich gestimmt durch den Anblick dieses schönen Platzes und des herrlichen Baumes, der ihn überwölbte, sah Dannenberg eine Weile zu der majestätischen Krone empor. Da ward er aufmerksam auf ein tiefes, sonores Summen und Brummen, welches gleichmäßig die Luft erfüllte und aus den Zweigen des Baumes zu dringen schien. Er trat näher und sah nun, daß der Epheu, welcher alle die mächtigen Äste mit buschigen Zweigen umgrünt hielt, über und über in Blüthe stand, und daß die hellgrünlichen Blumenbüschel, welche sich dem Sonnenscheine darboten, ein unendliches Insectenwoll umsummte. Da gab es Fliegen von allen Arten, schwarze und metallisch glänzende in Grün und Gold und Roth, und Tausende von Honigbienen, die in

eitiger Hast von einem Büschel zum andern flogen, um diese letzte süße Gabe des Herbstes auszunutzen. Vor Allem aber machten sich eine Unzahl von stattlichen Hornissen bemerklich, mit ihren schon getrigerten Leibern, und diese Insecten waren es auch, welche durch das sonore Brummen ihrer glasklaren Flügel den Grundton zu dieser merkwürdigen Waldmusik angaben. Die ganze Eiche war zur Zeit ein ungeheures Wirthshaus, wo süßer Blumenjaft verschenkt ward, und alle kleinen geflügelten Schleder der ganzen Umgegend schienen sich dort versammelt zu haben. Dannenberg machte Lene auf das merkwürdige Schauspiel aufmerksam, allein diese schaute nur mit geringer Theilnahme darauf hin. Dagegen deutete sie auf eine weite, halbrunde Nische in dem Fichtenkreise, woselbst sich eine nach vorn offene Rohrhütte mit einem großen Tisch und einer Anzahl von Stühlen befand. „Hier werden, wenn schönes Wetter ist, unsere Geburtstage gefeiert,“ sagte sie. „Sie fallen alle in den Sommer. Und dann wird getanzt, immer um die Eiche herum. Wir haben im Dorf einen Weber, der fiedeln kann; der spielt dann auf.“

Dannenberg sah auf die einladende glatte Fläche, die mit kurzem, weichem Grase bestanden war, und fragte: „Tanzen Sie gern?“

„Fürchtbar gern,“ sagte Lene. Dannenberg nahm seine Jagdtasche ab, legte sie an den Fuß der Eiche und sprach, indem er auf den summenden Wipfel des Baumes deutete und dann mit einer zierlichen Verbeugung vor das Mädchen hintrat: „Die Waldmusik spielt schon auf, — wie denken Sie über ein Tänzchen?“

Halb verwundert, halb belustigt sah sie auf ihn hin, dann lachte sie ein wenig und legte ohne Weiteres den Arm auf seine Schulter.

„Zuerst also Walzer,“ sagte Dannenberg, und indem er „Die schöne blaue Donau“ leise vor sich hinpfeiff, ging der Tanz los. Der Doctor fühlte sich so jugendlich, wie in seinen Studentenjahren, wo er auch so manches Mal auf grünem Rasen sich herumgeschwenkt hatte, und das Mädchen tanzte wunderbar, so leicht, wie ein Vogel; er fühlte kaum, daß er sie im Arme hatte. Und dabei sumimte ihm ein Text durch den Kopf zu der Melodie des Walzers, der lautete einzig: „O schöne Ju-u-gend, schön-ö-ne Ju-u-gend!“ Nach dem Walzer kam eine Polka, rechts herum, links herum, vorwärts und rückwärts, recht nach der Kunst, und dann ein Rheinländer. Aber Dannenberg war, wenn auch nicht stark, doch ziemlich wohlbeleibt und außerdem solcher Uebungen ein wenig entwöhnt, und nach diesem dritten Tanze fühlte er, daß er lockte und für eine Weile genug hatte. Während er nun stand, sich den Schweiß abtrocknete und ziemlich vufete, sah er auf Lene hin, welche der Tanz nicht anzustrengen schien. Ihre Wangen waren zwar etwas geröthet, und ihre Augen blitzten vor Vergnügen, aber der junge Busen wogte kaum viel stärker, als vorher. Sie gehörte zu Denjenigen, welchen Tanzen das Natürliche ist, die es nicht angreift, wenn sie von einem Arm in den anderen übergehen, welche sich bei einem Walzer von den Anstrengungen eines vorhergehenden Galopps ausruhen.

Sie machten sich nun auf den Heimweg, denn die Sonne sank, und der Abend nahte sich. Bald gelangten sie an eine jener alten, breiten Landstraßen, wie man sie in Norddeutschland noch häufig findet. Früher bewegte sich der Verkehr zwischen den Städten auf ihnen hin, aber jetzt sind sie verlassen, denn Chaussees und Eisenbahnen haben sie todtegelegt, und Gras und Blumen machen sich breit auf ihnen. Zur Seite war die Straße von stattlichen, lebendigen Hecken eingefast, die zum Theil noch grün, zum Theil schon in den Farben des Herbstes schimmerten, während Hagebutten und Pfaffenhütchen daraus hervorleuchteten, der Hollunder in unzähligen schwarz-blauen Trauben stand und der Schlehdorn im Schmuck seiner hell bereiften Früchte. Sie gingen schweigend den stillen, einsamen Weg entlang, zuweilen im Schatten, zuweilen im Lichte, wenn die Sonne von der Seite durch eine Lücke der Hecke einen goldenen Strom sendete. In der leicht bewegten Luft flogen die Sommerfäden dahin, und überall wehten die silbernen Gespinnste von den Zweigen der Hecke, von den Bäumen am Wege und von den Spitzen der Kräuter. Während nun die beiden Menschenkinder, ein jegliches mit den eigenen Gedanken beschäftigt, neben einander hergingen, geschah es, daß von diesen leichten Fäden gar manche gegen sie flogen und sich an die Kleider hängten, so eine zarte Verbindung von Einem zum Anderen herstellend. Als Dannenberg dies bemerkte, schritt er unwillkürlich vorsichtiger dahin, um diese zarten, silberglänzenden Fesseln nicht zu zerreißen, und während er sich über dies zierliche Spiel der Natur seine eigenen Gedanken machte, glaubte er zu fühlen, daß auch Lene von ähnlichen Empfindungen bewegt ward.

Aus seinen Träumen wurde er plötzlich gestört, und alle die feinen Fäden zerrissen, als Lene plötzlich zur Seite trat und auf ein Haus deutete, das jetzt eben neben der alten Dorfkirche zum Vorschein kam, und dessen Fenster im goldenen Feuer der Abendsonne

brannten, während aus dem Schornstein eine schmale Rauchsäule in die stille Luft emporstieg.

„Dort wohnt unser Pastor,“ sagte sie, und ihre Augen blickten nach dem Hause hin, so lange es sichtbar blieb. Dannenberg erwiderte nichts darauf, und so schritten sie schweigend weiter, bis sie an die niedrige Feldsteinmauer kamen, welche den Obstgarten des Gutes einfriedigte.

„Hier müssen wir klettern, oder einen Umweg machen,“ sagte Lene.

„Ich bin für Klettern,“ erwiderte Dannenberg, und indem er seine Füße zwischen die Lücken der großen Finglingsblöcke setzte, stieg er mit turnerischer Geschicklichkeit auf die Mauer. Dann reichte er dem Mädchen die Hand, und dieses folgte ihm nach. Sodann sprang er hinab und fing das schlankes Mädchen in seinen Armen auf, wobei sie eine ganz kurze Weile an seiner Brust ruhte. Die findigen Augen der Kleinen hatten aber unterwegs eine Entdeckung gemacht, und schnell eilte sie fort, zu einem Grabensteiner Apfelbaume, der in einiger Entfernung seine stattliche Krone ausbreitete. Sie nahm aus dem dünnen Laube zu seinen Füßen einen prächtigen Apfel jener Art, der von herrlicher Goldfarbe und von jenem unvergleichlichen Duft war, welchen diese Frucht nur in ihrer Heimath, an den Küsten der Ostsee, gewinnt.

„Das sind für mich die schönsten,“ sagte Lene; „der ist am Baume reif geworden und dann bei stiller Luft von selber abgefallen.“

Dies erinnerte Dannenberg plötzlich an seine Kindheit, wo er dieselbe Reigung hatte für jene Früchte, welche man am Baume läßt, einem alten Gebrauche folgend, der noch bis auf die Heidenzeit zurückgeht. Auch er hatte diese Früchte gern aufgesucht, wenn sie dann nach und nach ausreisten und von selber vom Baume fielen, und auch ihm waren sie immer besonders köstlich erschienen.

Lene brach den schönen Apfel mit ihren schlanken, aber kräftigen Fingern in zwei Theile und reichte dem Doctor die Hälfte. Dieser versenkte sich eine Weile in den köstlichen Duft, und dann verzehrten Beide nachdenklich die Frucht, welche von einer wundervollen, kühlen Frische war. Als sie damit fertig waren, mußten sie Beide lachen, obgleich sie nicht recht wußten, warum, und gingen dann dem nahen Hause zu.

#### 6. Keine von Allen.

Im Hause fanden sie Niemanden vor, und ehe es sich Dannenberg versah, war ihm auch Lene entwischt und nicht wieder aufzufinden. Der Abend war so still und schön und warm, daß er beschloß, in's Freie zurückzukehren. Er ging durch den Obst- und Gemüsegarten, bis zu dem Park, der auf einem kleinen, die Gegend beherrschenden Hügel angelegt war. Man konnte von hier aus fast das ganze Gut übersehen. An verschiedenen Punkten hatte Bräunung erhöhte Sitze anbringen lassen, von welchen aus er, über die geschorene Hecke der Einfassung hinweg, seine Feldarbeiter beobachten konnte; denn er war etwas wohlbeleibt und bequem und machte sich, zumal an heißen Sommertagen, nicht gern viel Bewegung. Als Dannenberg durch den Park dahinschlenderte, kam er an einen dieser Sitze, der, vom rothen Golde der sinkenden Sonne angestrahlt, wohl zum Träumen und Spintifiren einlud, und dort ließ er sich nieder. Er blickte hinweg über die dunklen Ackerfelder, die frischen Saaten und die rothbraunen Wälder. Fern in dem breiten, dämmernden Wiefengrunde ging die Warnow einher, zuweilen ein mattes Silberlicht aus dem Grün sendend, und noch ferner ragten, in einen feinen, blassen Dunst gehüllt, die Thürme von Rostock aus der Thalsenkung hervor. Seine Blicke wanderten aber immer wieder dorthin, wo im letzten Abendenschein leuchtendes Saatengrün sich in eine rothbraune Ducht des Buchenwaldes erstreckte, und wieder wiegte es sich im Walzertacte ihm durch den Sinn: „O schöne Ju-u-gend, schön-ö-ne Ju-gend.“

Aber die Sonne sank tiefer, das helle Grün der Saaten dämpfte sich und nahm einen dunstigen, bleiernen Ton an, und bald lag nur noch in den herbstlichen Wipfeln des Buchenwaldes ein Widerschein des Abendrothes, das allmählig erlomm. Nun kroch aus den finsternen Schatten der Bäume die Dämmerung heran und verschlang eine Ferne nach der anderen, während, von dem noch hellen Himmel scharf sich abhebend, viele Krähen, einzeln und geschäftsmäßig, wie Arbeiter, die Abends von der Fabrik nach Hause gehen, dem nahen Walde zuslogen.

Die Dunkelheit hatte sich rings verbreitet und auch Dannenberg ganz in den Schatten der Bäume eingehüllt; es war kühler geworden, in den Wiefengründen dampfte der Nebel, und doch sah er noch immer dort und träumte und fühlte sich mitten im Herbst von dem Weichenduft der Jugend angeweht. „O schöne Ju-u-gend, schön-ö-ne Ju-u-gend,“ so ging es noch immerzu nach der

Melodie des Donau-Walters durch seinen Sinn. Da hörte er leise Stimmen und Schritte auf dem wenig begangenen Fußpfade, der an der Hecke entlang dem Dorfe zuführte. Derselbe war ein sogenannter Kirchsteig und wurde, außer beim Kirchenbesuche, wenig benutzt. Die Schritte kamen näher, und mit einem Male durchzuckte es Dannenberg, wie ein Schlag, denn die eine Stimme kannte er: es war Lene, die da sprach, und er verstand, was sie sagte, obwohl er die Personen nicht sehen konnte. Sie standen im Schatten eines großen Baumes, der seine niederen Äste über die Hecke hinweg weit in das Feld streckte. Er hörte Lene sagen:

„Heute Morgen, als Papa beim Frühstück sagte, Du seiest mitgekommen, da bekam ich einen solchen Schreck, daß ich ganz roth wurde und nur schnell meine Serviette fallen ließ, damit Niemand etwas merken sollte.“

Darauf entstand eine kleine Pause, offenbar durch einen Kuß ausgefüllt, und dann ließ sich eine männliche Stimme von angenehmem Klange vernehmen:

„Liebe Lene, diese Heimlichkeit mißfällt mir eigentlich recht sehr.“

„Aber Gustav,“ antwortete das Mädchen, „erst neulich, als die Verlobung des jungen Brennecke bekannt wurde, der eben ausstudirt hat, da hat Papa so gescholten über die jungen Leute, die sich binden, ehe sie die Gewißheit haben, daß sie auch ihr Fortkommen finden, und hat das Sprichwort gebraucht: ‚Jerst 'ne Parr un denn 'ne Luarr!‘“ Ich glaube, er wird fürchtbar böse, wenn Du jetzt damit kommst. Und obgleich ich doch gar nicht mehr so jung bin, behandelt er mich immer noch, wie ein Kind, und ich bin doch schon sechzehn Jahre und sieben Wochen alt. Ich glaube ganz gewiß, er lacht mich aus und schenkt mir eine neue Puppe, damit ich auf andere Gedanken komme, denn so was sieht ihn ähnllich.“

Der Candidat lachte ein wenig und sagte: „Nun gut, bis nach dem Examen will ich warten; es ist vielleicht besser so.“

„Wie lange dauert's noch?“ fragte Lene rasch.

„In einem halben Jahre denke ich durch zu sein,“ war die Antwort.

„Dann ist es wieder Frühling,“ sagte Lene, „und gerade ein Jahr her, seit wir zusammen die Weiden pflückten. Weißt Du noch?“

Darauf entstand wieder eine verdächtige Pause, in welcher Platz war für mehrere Küsse, und dann sprach wieder der Candidat:

„Und noch etwas kann ich Dir mittheilen, was mir mein Vater heute gesagt hat. Das Podagra seht ihm arg zu, und er verrichtet alle seine Amtsgeschäfte in tormentis, wie er sagt. Da denkt er denn, so bald es meinewegen angeht, sich emeritiren zu lassen, und glaubt sicher, daß die Bauern mich wählen, und daß auch Dein Vater, als Patron, mir seine Stimme geben wird.“

„Ach, das wäre ja wunderschön!“ rief Lene ganz entzückt, und man hörte, wie sie auf ihren leichten Füßen ein wenig hüpfte, wie es ihrem ehrwürdigen Alter und einer zukünftigen Frau Pastorin eigentlich gar nicht zukam. Dann, nach einer Weile, entfernten sich die Schritte wieder in der Richtung nach dem Hofe zu, und die leisen Stimmen verklangen in der Ferne.

Dannenberg hatte sich in seinem dunklen Baum Schatten mühsam still verhalten und saß noch lange Zeit regungslos, während hoch über ihm die Stimmen nächtlich wandernder Vögel erklangen, welche nach Süden zogen. Die Dunkelheit nahm noch immer zu, und aus dem Nebel der Wiesen stieg die Kühle der Nacht empor, sodas er zusammenschauernd aufstand und langsam sinnend dem Hause zuwanderte.

„Du alter Träumer,“ dachte er; „die Wunderblume blüht nicht mehr für Dich, es hat sie schon ein junger Geselle an seinen Hut gesteckt. Geh' nur wieder nach Hause und treibe Deinen Göpel, wie die Butterliebe.“ Doch als er nun, mit zur Erde gewendetem Antlitz und zuweilen stehen bleibend, langsam durch den dunklen Garten weiter schritt, kam ihm ein anderer Gedanke, der ihm plötzlich das Haupt aufrichtete und seine Schritte elastisch machte, und so ging er schneller, indeß seine Füße durch das weiche Herbstlaub streiften, dem Hause zu.

Zum Abend war der junge Candidat eingeladen; der alte Pastor ging seines Leidens wegen nicht mehr in Gesellschaft, und seine Frau pflegte dann bei ihm zu bleiben. An solchen stillen Sonntag-Abenden las der Alte ihr vor aus seinen Lieblings-Schriftstellern, Cervantes, Walter Scott, Cooper und Dickens, während die Frau Pastorin in einem dunklen Winkel auf dem Lehnstuhl saß und strickte, wobei die alte Dame regelmäßig einschlieft. In dem Moment aber, wo ihr Mann aufhörte, zu lesen, erwachte sie sofort, die Stricknadeln setzten sich wieder in Bewegung, und sie sagte ein wie allemal: „Sehr schön, Gottlieb, sehr schön!“ Dieses Vorlesen hatte den Vortheil für sie, daß, wenn sie einmal wirklich zuhörte, es in den so oft schon vorgelesenen Büchern immer noch Stellen gab, welche ihr neu waren.

Der junge Candidat machte auf Dannenberg einen

sehr angenehmen Eindruck; er hatte ein frisches und natürliches Benehmen und war ganz frei von jenem gemessenen und salbungsvollen Wesen, welches Andere seiner Art, im Hinblick auf den zukünftigen Beruf, schon früh glauben annehmen zu müssen, obgleich junge Leute, die noch im Anfange der Zwanziger stehen, wohl nichts schlechter kleidet.

Man setzte sich fröhlich zum Abendessen, und als bald entspannen sich zwischen den Mädchen und dem jungen angehenden Geistlichen jene kleinen Redereien, zu welchen eine in engem Kreise gemeinsam verlebte Kindheit und Jugend so vielerlei Veranlassung zu geben pflegt. Dannenberg, als Eingeweihter, beobachtete das Pärchen genauer und sah nun, was kein Anderer bemerkte, alle die kleinen, zierlichen Zeichen des Einverständnisses, welche zwischen den Beiden hin- und herflogen, wie bei Handreichungen die Finger sich unter dem Teller begegneten, in Momenten, wo sie sich unbeobachtet glaubten, die Augen flüchtig in einander ruhten, und was dergleichen verlebte Scherze mehr waren. Aber er dachte: „Wartet, ich will euch schon kriegen!“ Und als die Mahlzeit sich dem Ende näherte, klopfte er plötzlich an sein Glas, stand auf und begann folgende Rede:

„Lieber Brüning, bevor ich dies gastfreie Haus verlasse . . .“ „Na, was sind das für Neuerungen!“ rief der Angeredete dazwischen, aber der Doctor fuhr unbeirrt fort: „Bevor ich dies gastliche Haus verlasse, in welchem Du sowohl, als Deine drei anmuthigen Töchter wetteifernd bestrebt waren, in das Leben eines alternden Mannes . . .“ „Hoho!“ unterbrach ihn Brüning . . . „die angenehmsten Rosen der Erinnerung zu flechten, bevor ich mich also zu diesem schweren Schritt entschließe, muß ich gestehen, daß ich in meiner großen Unbescheidenheit so weit gehe, durch Alles dies noch nicht befriedigt zu sein; sondern in der mir angeborenen häßlichen Eigenschaft nie zu stillender Habgier möchte ich mir außerdem noch ein köstliches Gastgeschenk erbitten. Mein lieber und alter Freund Brüning, Du hast drei anmuthige Töchter, vergleichbar jenen drei Rosen an einem Zweige, welche ein sinniges Gemüth und eine freundliche Hand mir am Abend meiner Ankunft in das Schlafzimmer gestellt hat.“

Hier wurden die Gesichter der drei Schwestern von einer zarten Röthe durchblüht, daß sie drei Rosen noch ähnlicher wurden, und Alle schauten mit großer Spannung auf den Redner. Dieser aber fuhr fort: „Es ist nun Jemand gekommen, der eine dieser drei lieblichen Rosen pflücken möchte, um sie an seiner Brust zu hegen und zu pflegen, so lange ein gütiger Gott ihm Leben und Gesundheit schenkt, ein Mann, der Dir seit lange bekannt ist, und den Du schädest und liebst, wie ich alle Ursache habe, zu glauben.“ Hier machte der Doctor eine kleine Pause und räusperte sich, während alle Augen starr auf ihn gerichtet waren und es so still war, daß man das Knistern der Nieder hören konnte, die von drei jungen Busen bewegt wurden. Dann sprach er weiter: „Seltsamer Weise nun hat es dieser Jemand nicht abgesehen auf die voll erblühte Rose, welche dieses Haus mit dem Dufte wirtschaftlichen Ruhmes erfüllt; auch die zweite begehrt er nicht, welche, halb erschlossen, anmuthig in die Welt schaut, — nein, die Knospe hat es ihm angethan, die soeben erst lieblich dem Lichte sich erschließt. Da nun die Sache Ernst wird, will ich alle verblühten Redensarten bei Seite lassen und mit klaren, männlichen Worten Dir meinen Wunsch vortragen. Mein lieber und alter Freund Brüning, Genosse meiner Jugend, ich bitte Dich, nach reiflicher Ueberlegung, um die Hand Deiner Tochter Lene . . .“

Hier machte der Doctor, gleichsam von Nahrung bewältigt, eine kleine Pause, während rings Alle in einer Art von Erstarrung dasaßen. Lene war blaß, wie eine jener Rosen, die man auf Gräber pflanzt; der Candidat sah ebenfalls ungemein kalkig aus, und Brüning war wortlos vor Verblüffung. Nachdem der Doctor mit Befriedigung sich von dieser Wirkung seiner Rede überzeugt hatte, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ich bitte Dich um die Hand Deiner Tochter Lene für den Candidaten Gustav Brömel, einzigen Sohn seiner Hochehrwürden, des Pastors Gottlieb Brömel, und seiner Ehefrau Karoline, geborenen Peters.“

Es steht fest, daß im ganzen Verlaufe des historischen Zeitalters, und noch darüber hinaus, nur wenige Reden in Hinsicht der Wirkung auf die Zuhörer mit dieser verglichen werden können. Lene und der Candidat, welche soeben noch zwei blutlosen Geschöpfen geglichen hatten, erglühten plötzlich, wie zwei Purpuräpfel, da nun alle Augen fragend auf sie gerichtet waren, besonders diejenigen der überraschten Schwestern, während Brüning, an seinem und seines Freundes Verstande zweifelnd, rathlos von Einem zum Anderen blickte. Der Doctor, nachdem er sich genügend an diesem Anblicke geweidet hatte, fuhr fort:

„Dies also, lieber Brüning, erbitte ich mir als Gastgeschenk! Die jungen Leute haben mich in ihr Vertrauen gezogen, zwar ohne es zu wissen und zu wollen, aber

das hat mich nicht gehindert, ihre Sache zu der meinen zu machen. Darum, theuerster Otto, sei kein Tyrann, vermehre nicht die unbeliebte Schar der widerspenstigen Väter, die uns aus vielen Geschichten und Theaterstücken genugam bekannt sind und, trotz übermenschlicher Vorstigkeit, doch in den allermeisten Fällen im Schlußfakt oder im letzten Kapitel unter allgemeiner Nührung klein beigeben müssen! Sei kein Unmensch, sondern ein milder Vater und sage es gleich, das richtige Wort, mit vibrierender Stimme und eine Thräne im linken Auge zerdrückend, das Wort, welches zwei junge Herzen mit jauchzendem Jubel erfüllt, das erlösende Wort, welches lautet: Na, meinewegen!“

Weildest hatten sich die jungen Leute von ihrem Schreden erholt, besonders Lene, die des Vaters Liebling war und dies wußte. Sie zog ihren Gustav an der Hand hinter sich her und stand nun mit bittend erhobenen Händen vor dem Vater, so schön und demüthig, daß ihr nur ein Unmensch etwas hätte abschlagen können. Endlich polterte Brüning heraus: „So'n Görl! Ich weiß es gewiß, sie hat noch in diesem Jahre mit Puppen gespielt! Und so'n junger Mensch, der noch nicht mal sein Examen hinter sich hat!“

„Hier fiel der Candidat ein: „Herr Brüning, glauben Sie mir . . .“

„Ach was, glauben!“ sagte Brüning. „Was ich glaube, ist dies, daß mein alter Freund Dannenberg einer der größten Jesuiten auf Gottes Erdboden ist, und daß ich ihm nicht mehr um die Ecke herum traue! Und was nun diese Verloberei betrifft, so bin ich dagegen . . . Nur ruhig Kinder, nur ganz ruhig . . . Immer ausreden lassen . . . Aber zugleich bin ich klug genug, um einzusehen, daß mir das gar nichts helfen wird, aber auch gar nichts, — und darum, mein liebes, kleines Görl, mein Nestküken, und Du mein lieber Gustav . . . Na, meinewegen!“ schoß er plötzlich hervor, wendete sich ab und fing richtig an, ein wenig mit der Hand an den Augen zu wischen.

Als nun auch die beiden Schwestern herzutreten und sich um den guten Familienvater ein Knäuel bildete, in welchem heftig geküßt, gelacht und geschluchzt wurde, da bemächtigte sich Dannenberg des Kellerschlüssels und eines Lichtes und wischte heimlich davon in den Keller, da ihm dieses Ortes Gelegenheit sehr wohl bekannt war; und als er nach einer Weile, in jeder Hand eine Champagnerflasche, wieder in die Thür trat, da war nichts, als eitel Freude und Wohlgefallen, was er vorfand. Kaum erblickte ihn Lene, als sie auf ihn zuslog, beide schönen Arme um seinen Nacken schlang und ihm den blühenden Mund zum Kusse darbot, und so pflückte Dannenberg von diesen schwellenden Lippen als einzigen Lohn die Blume der Entsagung.

Dieser Abend nahm nun ein sehr lustiges Ende, so daß Dannenberg später als gewöhnlich auf sein Zimmer kam. Als er nun wieder den Rosenzweig betrachtete, war es mit seiner Pracht ganz vorbei, denn auch die zweite Rose hatte ihre Blätter fallen lassen, und die dritte war vor dem völligen Ausblühen verweltet und hatte das Haupt gesenkt. Dannenberg saß noch eine Weile sinnend und ließ die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüberziehen. „Es war doch am besten so,“ sagte er dann plötzlich mitten aus seinen Gedanken heraus, ging eifertig zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

## 7. Heimkehr.

Dannenberg hielt sich nicht mehr lange in Rolandshagen auf; er hatte Heimweh bekommen nach seiner stillen Stadtwohnung und nach seinen gewohnten Beschäftigungen. Als er zu allgemeinem Bedauern abreiste, überreichte ihm Martha ein Papier und sagte: „Hier ist etwas für Ihre Randow; es ist das Recept zu den Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant; grüßen Sie sie von mir.“ Marie, die sich vor den Schwestern durch allerlei Kunstfertigkeiten auszeichnete, hatte ihm sehr zierlich auf weißer Seide, mit goldenen und farbigen Fäden, ein Vesezeichen für die „Gedichte von Konrad Dannenberg“ gestickt; Lene aber, deren Herzchen noch immer von überquellender Dankbarkeit erfüllt war, lauerte ihm heimlich hinter der Thür auf und gab ihm einen Kuß mit auf den Weg, dessen holde Erinnerung die ganze Reise hindurch nicht von seinen Lippen wich.

Als er, in Berlin angekommen, seine alte Randow und seine von Sauberkeit glänzenden Räume begrüßt, auch der Obhut seiner Wirthschafterin eine Kiste mit Grabensteinern übergeben hatte, welche trotz der Verpackung die ganze Wohnung durchdufteten, sagte er zu der Alten: „Gold und Schätze bringe ich Ihnen nicht mit, liebe Randow, aber etwas Besseres, nämlich ein Recept. Hören Sie:“

„Krammetsvögel à la Oberstlieutenant. Man brate die zurechtgemachten und mit Speckhäutchen versehenen Krammetsvögel etwa eine Viertelstunde lang scharf in Butter, löse sodann Brust und Kopf ab und zerstoße die Knochen, von welchen alles Fleisch sorgsam entfernt ist, in einem Mörser und koche von diesem Pulver eine



Ras Alula, der abessinische Oberfeldherr, und seine Gattin Miriam.  
Nach Skizzen des Missionars Zander, im Besitze der Groß-Thierhändler Gebrüder Reiche zu Alfeld, von Friedrich Stahl.

Ras Alula, der Oberfeldherr des Königs Johannes von Abessinien, ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Im Dorfe Kafama bei Matelle als Sohn eines abessinischen Bauern geboren, kam er als Stallknecht bei einem Gouverneur des Regus in Dienst, stieg hier bald zu höheren Aemtern empor und heirathete die Tochter seines Herrn, die indessen bald starb. Selbst zur Würde eines Ras

(Gouverneur) erhoben, hat er sich dem Regus Negest stets als ein getreuer Vasall erwiesen. Mit tollkühner Tapferkeit verbindet er die Fähigkeit, die größten Strapazen zu ertragen. An der Vernichtung der ägyptischen Heere im früheren ägyptisch-abessinischen Kriege hatte er einen hervorragenden Antheil, und der Ueberfall der Italiener bei Dogali war bekanntlich sein Werk. Gerhard Kohns, der im Jahre 1881

dem König Johannes die Geschenke des Kaisers Wilhelm überbrachte, lernte bei dieser Gelegenheit auch den Ras kennen; er schildert ihn als einen edel aussehenden Mann von einer gewissen Vornehmheit des Wesens. Neuere Schilderungen wissen indess viel von der Wildheit, Grausamkeit und — Trunksucht Ras Alula's zu erzählen. Die auf unseren Bildern dargestellte Gattin des Ras ist seine zweite Frau.



Die Kaiser-Wilhelm-Brücke zu Berlin in ihrem gegenwärtigen Stadium. Von Max Seliger.

Schon vor einer Reihe von Jahren war eine Straße, die das Centrum der deutschen Reichs-Hauptstadt mit ihren westlichen Theilen verbinden soll, projectirt worden. Nachdem es gelungen ist, die großen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung des Planes entgegenstellten, hinwegzuräumen, ist man nun fleißig an der Arbeit, um die Straße herzustellen.

Dieselbe soll an Pracht und Glanz keinem der vornehmen Straßenviertel Berlins's nachstehen, und man hat daher für sie den Namen Kaiser-Wilhelm-Straße in Aussicht genommen. Allerdings ist gegenwärtig von ihrer Schönheit noch nicht viel zu sehen. Vorläufig ist zumeist erst die Grundlinie freigemacht; nun bleibt es den Anwohnern überlassen, die Straße mit Palästen zu schmücken.

Aber es wird nicht lange dauern, so werden hier Prachtbauten entstehen, die der deutschen Metropole alle Ehre machen. Einige derselben sind schon jetzt im Bau. Die Straße soll in den Lustgarten münden; es wird daher über der Spree eine monumentale Brücke errichtet. Unser Bild zeigt das Stadium, bis zu welchem der Bau vorgechritten ist.

Bouillon. Dann verarbeite man die Eingeweide und das abgelöste Fleisch, natürlich mit Ausnahme der Brüstchen, mit Pfeffer, Salz und Trüffel zu einer feinen Farce, mische die Bouillon dazu, streiche dies auf Semmelscheiben, lege auf diese die Brüstchen und den Kopf, brate das Ganze nochmals in Butter über und bringe es möglichst warm zu Tische. Verstanden, Frau Randow?"

"Jawoll, Herr Doctor! Und da liegt was drin, Herr Doctor!"

"Es zeugt von Ihrem hohen Verstande und von Ihrer ungewöhnlichen Begabung für die Kochkunst, Frau Randow, daß Sie dieses sofort empfinden. Also morgen Mittag um die gewöhnliche Zeit!"

"Jawoll, Herr Doctor!"

Aber diese materiellen Dinge waren nicht das Einzige, welches der Doctor von Nolandshagen zurückbrachte. Es findet sich in der zweiten Auflage der "Gedichte von Konrad Dannenberg," welche ein Jahr nach den hier geschilderten Ereignissen erschien, ein kleines lyrisches Lied, dessen Ursprung wohl unzweifelhaft auf die Tage von Nolandshagen zurückzuführen ist. Es lautet also:

Sommerfäden.

Still im Herbsteslicht der Sonnen  
Stand der Blumen bunte Fier, —  
Sommerfäden, leicht gesponnen,  
Woben sich von Dir zu mir.

Und wir Beide schritten finstig,  
Sprachen wenig, — dachten viel, —  
Nur die Augen, still und innig,  
Gaben Deutung diesem Spiel.

Jene Tage sind verflohen,  
Jene Blumen sind verfalet, . . .  
Sommerfäden, leicht gewoben,  
Ach, wohin seit ihr verweht!

In dem schön gebundenen Exemplare der zweiten Auflage der "Gedichte von Konrad Dannenberg" ruhen bei diesem Liebes- und zierlich in Gold und Seide gesticktes Leseschild, ein von wenig geübter weiblicher Hand geschriebenes Recept zur Bereitung von "Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant" und ein von Künstlerhand ausgeführtes kleines Aquarell, drei Rosen an einem Zweige darstellend, friedlich beisammen.

Nachdruck verboten.

Vor hundert Jahren.

Mai 1787.

Von Ernst Schubert.

**D**ach Cherson am Schwarzen Meere, wo die Zusammenkunft der Kaiserin Katharina von Rußland mit dem österreichischen Kaiser stattfinden soll, richten sich die Augen von ganz Europa. Am 3. Mai begiebt sich Katharina an Bord ihrer Galeere auf dem Dniepr und feiert diesen wichtigen Abschnitt der Reise durch ein Gala-Diner; der König Stanislaus von Polen und der österreichische Gesandte Cobenzl haben die Ehre, zur Rechten und Linken der Czarin zu sitzen. Die ganze Flotte wird von einem Admiral kommandirt und hat, abgesehen von den Seeleuten und dem zahlreichen Gefolge, tausend Mann Besatzung. Kaiser Joseph II. bricht am 6. Mai von Lemberg nach Brody auf, reist von hier am 8. Mai weiter und trifft am 14. Mai in Cherson ein. Hier findet der "Graf von Falkenstein", welchen Incognito sich der Monarch bedient, die Kaiserin noch nicht vor. Widrige Winde haben die Fahrt der Flotte verzögert, und so reist der Kaiser ihr bis Koldat entgegen, wo er am 17. Mai anlangt. Als der Czarin seine Annäherung gemeldet wird, verläßt sie ihre Brunn-Galeere, fährt ihrerseits dem erlauchten Gaste zu Lande entgegen, und Beide legen dann in dem Wagen der Kaiserin die Strecke bis nach Koldal zurück, wo sie bis zum 20. Mai bleiben. Am 23. Mai erfolgt der Einzug in Cherson, der am nächsten Tage durch ein Teedum in der Metropolitan-Kirche gefeiert wird. Die Feier ist verbunden mit der unter großem Pomp vollzogenen Taufe zweier Tataren, bei denen die Kaiserin selbst die Patheustelle übernommen hat. Der Aufenthalt des Fürstenpaares in Cherson währt bis zum 27. Mai, woran sich alsdann eine Rundreise durch die Krim schließt.

Der Beherrscher der Gläubigen ist natürlich begierig, Näheres über die Zusammenkunft seiner fürstlichen Nachbarn zu erfahren, und so hat er denn einen Emir nach Cherson entsendet, der aus seiner Mission kein Geheimniß macht. Man läßt ihn und seine Begleitung unbehelligt, weil man nichts dagegen hat, daß sie Augenzeugen der engen Freundschaft zwischen beiden Monarchen werden. Der Emir liest aber auch die Zuschrift, die sich an einem der Thore von Cherson befindet: "Hier ist der Weg nach Konstantinopel." Das ist deutlich genug, und so verstärkt der Sultan, um diesen Weg wenigstens einigermassen zu erschweren, die Kriegsstotte im Schwarzen Meere. Zugleich wächst die Erregung im türkischen Volke. Vom russischen Consulat-Gebäude auf Candia reißt fanatisirte Muselmänner die Flagge herunter, und die Consular-Beamten können sich nur mit Mühe retten; der russische Consul auf Rhodos stirbt unter Mordhieben. Persönlich wird dem Großherren von Konstantinopel ein herber Schmerz bereitet. Tippto Sahib, der streitbare Fürst von Mysore in Ostindien,

der 1786 auch den Padischah-Titel angenommen, sendet an seinen Collegen eine zahlreiche Gesandtschaft mit überaus kostbaren Geschenken, darunter acht Elephanten. Aber die Gesandtschaft gelangt nur bis Bessarabien, wo ihre Fahrzeuge ein Raub der Flammen, die Geschenke theils gestohlen werden, theils verderben; auch die Elephanten gehen sämmtlich zu Grunde. Ebenso scheitert ein Schiff mit indischen Gewürzen, das Tippto Sahib für den Sultan bestimmt hatte, an der bessarabischen Küste.

In Frankreich documentirt der an die Stelle Colonne's getretene General-Controleur der Finanzen, Fourqueux, seine Unfähigkeit so deutlich, daß man schleunigst auf Ersatz für ihn bedacht sein muß. Am 1. Mai beruft der König den Erzbischof von Toulouse, Lomente de Brienne, zu sich und conferirt stundenlang mit ihm. Das Ergebnis der Verhandlungen ist die Ernennung Brienne's zum Chef eines zu bildenden Finanz-Conseils, mit dem Range des Staatsministers. Daraufhin nimmt Fourqueux seine Entlassung; der neue General-Controleur, Laurent de Billedeuil, wird Untergeordneter Brienne's. Die Pariser Blätter machen darauf aufmerksam, daß seit Heinrich IV. alle Könige von Frankreich Geistliche zu Chefs der Finanz-Verwaltung hatten: Ludwig XIII. den Cardinal Richelieu, Ludwig XIV. Mazarin, Ludwig XV. den Cardinal Fleury, und jetzt Ludwig XVI. den Erzbischof von Toulouse. Von Calonne hört man, daß er mit der Abfassung einer Rechtfertigungs-Schrift beschäftigt sei. Die Wähllinge meinen, er schreibe seine "Generalbeichte", und von Fourqueux, der nur einundzwanzig Tage General-Controleur gewesen, sagen sie, er habe seine Stelle im Ving-t-un verpielt.

Auch Brienne, — trotz seiner Bischofswürde ein Anhänger der freisinnigen "Encyclopädisten" und als geistreicher Mann besonders von der Königin Marie Antoinette geschätzt, — hat mit den Notabeln keinen leichten Stand. Zur Dedung des Deficits nimmt er denselben Plan auf, über den schon Turgor, Necker und Calonne gestürzt sind, die Land-Steuer, d. h. eine allgemeine Grundsteuer für die adeligen und geistlichen Güter, die hier unter dem verhüllenden Namen einer "Subvention" vorgeeschlagen wird. Als die Notabeln, größtentheils

Eine willkommene Nachricht wird dem Parlamente über Gibraltar mitgeteilt. Das Felsenfest, dessen sich die Engländer im spanischen Erbfolgekriege bemächtigt hatten, und das von 1779—1783 von den Spaniern und Franzosen vergeblich belagert worden war, ist nach Meldung des Gouverneurs nun dermaßen verstärkt, daß die Festung "ohne Wunder oder Verrätherlei" nicht genommen werden kann.

In den Vereinigten Niederlanden wächst zusehends die von Frankreich geübte Gährung gegen den Erbstatthalter. Bei Zutphaas in der Provinz Utrecht kommt es am 9. Mai zwischen den Truppen der Generalstaaten und den "Patrioten" zu einem förmlichen Treffen, bei welchem die Bürger-Miliz den Sieg davon trägt. Selbst ein großer Theil der Geistlichen nimmt für die Patrioten Partei und predigt von der Kanzel wider den Erbstatthalter. Die Geistlichen in der Stadt Utrecht sind zwar oranisch gesinnt, werden aber mit Straf-Einquartierung bedroht, wenn sie in das Kirchengebet nicht die jetzt fungirenden "rechtmäßigen" Rathsherrn einschließen. Wohl wird demgegenüber aus anderen Orten gemeldet, daß die Ergebenheits-Adressen an den Statthalter zahlreiche Unterschriften finden, so in Amsterdam allein 32,000; allein gerade in dieser Stadt kommt es zu einem blutigen Straßenkampfe. Das Wirthshaus "Zur Landeswohlfahrt", wo sich eine Anzahl Bürger behufs Unterzeichnung der Adresse versammelt, wird von den Patrioten erstürmt und verwüstet, und einmal in Geschmach gekommen, plündert der Pöbel noch fünfundsiebenzig Häuser von Anhängern der oranischen Partei. Hierunter befinden sich auch einige von Israeliten bewohnte Häuser, die tapfer von den Eigenthümern und ihren Glaubensgenossen verteidigt werden. Dreißig Personen, darunter ein Jude, werden bei diesem Aufruhr getödtet und mehr als achtzig verwundet. Auch auf die Synagoge haben es die Meuterer abgesehen, die nun Tag und Nacht von bewaffneten Israeliten bewacht wird.

In welchem Contraste stehen die heillosen Zustände der niederländischen Republik zu der ruhigen, gleichmäßigen Entwicklung des nordamerikanischen Freistaates! Unter Washington's Vorhitz tritt im Mai 1787 zu Philadelphia jener Verfassungsrath zusammen, aus dessen Verhandlungen die noch heute in ihren Grundzügen bestehende Constitution der Vereinigten Staaten hervorgeht.

Mit allgemeinem Jubel begrüßt Deutschland die Nachricht, daß Christian Friedrich Daniel Schubert, der unglückliche Dichter, nachdem er länger denn zehn Jahre auf dem Hohenasperg geschmachtet, endlich, am 18. Mai, wieder in Freiheit gesetzt und sogar als "herzoglich württembergischer Hof- und Theatral-Dichter" in Stuttgart angestellt wird.

Ganz im Geheimen findet in Berlin die morgonatische Trauung des Königs Friedrich Wilhelm II. mit dem zur Gräfin von Jagenheim erhobenen Hofräulein Julie von Voß statt. Die Thatsache erscheint ungeheuerlich, dem die Königin Friederike, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, ist noch am Leben; aber unter Berufung auf die durch Luther und Melancthon gut geheißene Doppel-Heirath Philipps des Großmüthigen von Hesse, hatte das Consistorium die Doppel-Ehe gut geheißt, und sogar die Königin selbst, um die verhaßte Madame Nieß (Wilhelmine Enke) zu verdrängen, ihre Zustimmung gegeben. So wurde die Trauung zur linken Hand durch den Hofprediger Jöllner vollzogen.

Ein Beispiel seltener fürstlicher Demuth, das an die bekannte Erzählung vom Grafen Rudolf von Habsburg, dem späteren deutschen Könige, erinnert, wird aus Madrid vom König Karl III. berichtet. Mit einigen Prinzen und Prinzessinnen auf dem Wege nach dem Lustschlosse Aranjuez begriffen, sieht der König einen Priester mit der heiligen Hostie daherkommen. Alle steigen aus, nöthigen den Priester, die Staatskarosse zu besteigen, und folgen zu Fuße dem Wagen bis zum Hause des Kranken, eines armen Handwerkers. Hier harren sie, bis der Kranke die letzte irdische Tröstung erhalten hat, begleiten den Priester in derselben Weise, wie vorher, zu seiner Kirche und besteigen erst dann wieder ihren Wagen, um die Fahrt nach Aranjuez fortzusetzen. Um dem Vorbilde Rudolfs von Habsburg vollkommen zu gleichen, hätte König Karl dem Priester auch noch die Kutse schenken müssen, — "Und magst Du's nicht haben zu eigenem Gewinnst, So bleib es gewohnt dem göttlichen Dienst," — davon aber schweigen die Chronisten.

Nachdruck verboten.

Fiume.

Von Josef Schneider-Arno.

**D**ach Fiume! Das klingt freilich nicht so verlockend, wie das schon so oft genannte, vielgepreisene Abbazia, — aber das einstmalige Tersatica, spätere St. Veit am Pflaumb und heutige Fiume hat so viel des Interessanten, selbst für den größten Gourmand unter den Reisenden, daß es einer eingehenden Beachtung wohl werth ist. Dieses Städtchen Ungarn, das da zwischen Istrien und Kroatien malerisch hingehängt liegt, nimmt sich am schönsten vom Meere gesehen aus. Im Vordergrund die imposanten Hafengebäude, und dann, den Karst ansteigend, die Stadt. Es ist ein eigenthümliches Gemisch, dieses Fiume, von alterthümlicher Charakteristik und modernem Aufschwung, von Stagnation und Fortschritt. Die Contraste sind da eben so unvermittelt, wie jene in der Natur. Hier der Karst mit seiner traurigen Nacktheit, und gleich dabei exotische Vegetation von staunenswerther Ueppigkeit. Hier moderne Häuser und Paläste, breite Straßen mit einem Pflaster, das an Güte seines Gleichen sucht; dann ein paar Schritte hinauf in die Altstadt, und wir sind in einem



Nach Stichen von Duhamel im "Magazin des Modes vom Mai 1787".

Labyrinth von schmutzigen Gassen, wo unsere Füße sich wund stoßen an dem spigen Gestein und wir, aus sanitären Gründen, den Athem an uns halten. Das Auge aber wandelt voll Interesse zu jenem alterthümlichen Arco Romano, hinauf zu den Häusern, die zwar kein historisches Alterthumsrecht besitzen, aber doch so aussehen, als hätten die Ustolen darin gehaust. Die Ustolen sind jene Flächlinge aus türkischem Gebiete, welche im sechzehnten Jahrhundert zum ersten Male in Triume auftauchten, ob ihrer Wildheit gefürchtet, dann, in der Militärgrenze vielfach verwendet und in ein tüchtiges Geschlecht umgewandelt, der österreichischen Monarchie und Armee viele Dienste geleistet und manchen Heldenlohn geschenkt haben.

Aus den kleinen, schmalen Fenstern schauen jetzt italienische Gesichter heraus, und vor den Hausthüren spielen sich die intimsten häuslichen Szenen in paradiesischer Unschuld ab. Der glückliche Hausvater, in unbeschreiblicher Toilette, hält den Jüngsten auf den Knien, der, ein Stück Polenta in der Hand, mit den nackten, schmutzigen Beinchen strampft; die Mutter breitet die Wäsche zum Trocknen aus, im süßen Wahn, daß sie rein gewaschen sei, und der Majoratsherr der Familie übt sich in halsbrecherischen Seiltänzerkünsten.

Ich habe nirgends so viele Purzelbäume schlagen und so gut auf dem Kopfe stehen, als in Triume von den Gassenbuben. Dieses Straßenleben gemahnt an Neapel, an Italien überhaupt, und man ist sehr geneigt, zu vergessen, daß man in Ungarn ist. Nur die roth-weiß-grüne Fahne, die vom Gouvernements-Gebäude flattert, und die ungarischen Aufschriften an den Tabakläden erinnern an das Ragyarenthum. Und doch verdankt Triume nur Ungarn seinen ungeheuren Aufschwung. Die prächtigen Dampfbauten, der Handel und Wandel, der internationale Schiffsverkehr, — das Alles ist ein Werk der ungarischen Regierung, die, zum eigenen Nutzen arbeitend, auch das Wohl der Stadt fördert.

Anfangs ist man über die Seestadt Triume enttäuscht; denn die See ist von allen Seiten eingegengt und durch Inseln unterbrochen. Im Westen erheben sich die kalten Berge Istriens, mit dem 400 Fuß hohen Monte Maggiore, den Kronprinz Rudolf von Oesterreich erst kürzlich bestiegen; im Süden die Inseln Veglia und Cherson, letztere durch manche Sage belebt. Daphne hat dort gespielt und gesungen, Jason und Medea haben dort geliebt und geraut. Die Menschenhand, die kühn und vermessend in das Gebirge der Natur hineingreift, hat auch hier Wunderbares geleistet; sie hat dem Meere Grund und Boden abgerungen. Der Flächenraum der Stadt, die, wachsend und gedeihend, sich nach allen Seiten ausbreiten möchte, ist sehr beschränkt. Da heißt es nun: Raum schaffen, und siehe da, schon sind unzählige Steinmassen in das Meer versenkt worden bis zum Niveau des Festlandes, und wo früher die Wellen gerauscht, stehen jetzt Häuser auf festem Grunde und ragen Kolen weit hinaus in die See.

Einen reizenden Anblick bietet der Hafen mit seinem Leben und Treiben. Große Dreimaster, Briggs und Schoner, elegante, kleine Dampfschiffe, langgestreckte Barken, — englische, amerikanische, italienische Lastenträger des Meeres er- und importiren den Reichthum der Erde; Riesenträhne senken und heben sich, mit Frachten beladen. Fremdartige Gestalten beleben das Bild, und fremdartige Idiome dringen an unser Ohr. In Triume selbst aber besteht eine wahre babylonische Sprachverwirrung, und wenn das Bolapal irgendwo am Plage, so wäre es dort. Das Volk spricht zum Theil kroatisch oder frainetisch, die Regierung ungarisch, der Fremde deutsch, und doch ist die Hauptsprache italienisch! Jedermann spricht und versteht italienisch.

Der Menschenschlag ist kein hübscher, aber die Anmuth der Italienerinnen ist auch den Frauen Triume's eigen. Alle Mädchen des mittleren Standes, die man mit dem Collectivnamen „Sartorelle“ bezeichnet, gehen ohne irgend eine Kopfbedeckung, sowohl den Hut als den Schleier verschmähend, auf der Straße spazieren. Das schöne, dunkle Haar ist gewöhnlich mit goldenen oder wenigstens glänzenden Nadeln aufgesteckt. Am Corso, der breitesten Straße Triume's, wagt es allabendlich auf und nieder; es spielt die Musik, die Cafés und Juckerbäder-Läden sind gedrängt voll. Noch nirgends sah ich so viel Süßigkeiten verzehren, wie in Triume. Eis und Badewerk find auch erstaunlich billig, ebenso das Petroleum und die Colonialwaaren. Außerdem sängt Triume auch schon an sehr modern, das heißt, sehr theuer zu werden!

Am östlichen Ende der Stadt ragt ein imposantes Gebäude hervor, das mit verschwendunglichem Luxus ausgestattete neue Theater, in welchem drei Monate hindurch dieselben drei Opern gegeben werden. Sehr hübsch sind die neuen Markthallen, wovon zwei das köstlichste Gemüse und das schönste Obst enthalten, die dritte aber zeitweise eine reichhaltige Fisch-Ausstellung birgt. Da liegen und zappeln die armen Opfer von der silbernen Trude an bis zum unschönen, unappetitlichen Calamar (Tintenfisch). In allerliebsten Körben, einem eigenen Industriezweig Triume's, werden die großen und kleinen Seeungeheuer verpackt und nach allen Richtungen hin versendet.

Ein Kanonenschuß schreit uns aus unseren Betrachtungen auf. Es ist die Verteidigung der Mittagstunde, mittelst einer elektrischen Leitung vom andern Ende der Stadt, der Marine-Adademie, ausgehend. Nachdem wir uns in dem mit allem Comfort ausgestatteten Hotel Europa gestärkt haben, nehmen wir einen Wagen, der hier sehr billig ist, um die nächste Umgebung Triume's kennen zu lernen.

An der Numara entlang, einem aus dem Flusse Recina gebildeten Kanal, schweift unser Auge über die unzähligen großen und kleinen Frachtschiffe, die mit ihren Tauen und Segeln, ihren weitergebräunten Padroni di barea ein interessantes Bild darbieten. Wir fahren über eine Brücke, vorüber an einem misstrauischen Zollbeamten, und wir sind in Kroatien, im Dorfe Sussak. Es wird über diese Brücke gar viel geschmuggelt, und oft mit einer fein ausgedachten Schlaubeit, die jeder Wachsamkeit spottet. Besonders das weibliche Geschlecht ist darin erfindertisch, und die Mode von heutzutage ist wie geschaffen zum Hintergehen der Zollbeamten.

Nach einer halbständigen Fahrt, am Meeresufer entlang, öffnet sich vor uns eine Bucht, von wildem Gestein überragt. Das ist Martinskizza, das von Kaiser Franz I. im Jahre 1833 großartig errichtete Fest-Lazareth. Heute dient es dazu, alle aus dem Süden kommenden Schiffe in Quarantaine aufzunehmen, wenn es Noth thut, sich vor Einschleppung einer Epidemie zu schützen. Eine passendere Stelle konnte man dazu nicht finden, — die ganze Melancholie eines weltvergehenen Erdewinkels liegt darin.

Wir kehren um und fahren die herrliche Straße Ludovica hinauf, die Triume mit Karstadt verbindet. Hier thut sich vor den Blicken die ganze Wildheit des Karst auf. Rechts von uns das zerklüftete, todte Gestein, links eine wild romantische

Schlucht, wo der Recina, ein kleiner Gebirgsbach, rauscht und braust. Doch oben aber winkt der beliebte, namentlich viel von den Seelenten besuchte Wallfahrtsort Terzatto. An das Kirchlein heftet sich eine Sage, innig verwebt mit jener des Häuschens von Voretto. Am 10. Mai 1291, so heißt es in der Chronik, stand urplötzlich das Haus der Mutter Gottes aus Nazareth da oben auf dem Berge. Engel hatten es hingetragen, — doch am 10. December 1294 verschwand es eben so plötzlich, um in Voretto aufzutauhen. Den Umzug hatte wieder die himmlische Transport-Gesellschaft bewerkstelligt. Auf dem zurückgebliebenen Fundament errichtete Graf Frangipani eine Kapelle, die später in eine Kirche umgewandelt wurde.

Das Schloß Terzatto, Eigenthum der Familie Rugent, ist nur noch eine dem Verfall preisgegebene Ruine. Es enthält noch einige kostbare Ausgrabungsfunde, die dort verberben oder nach und nach von der Bora, die da oben verheerend wüthet, weggeführt werden. Der Blick von Terzatto ist überraschend schön. Vor uns der ganze Quarnero, rechts das malerisch gelegene Boloska, weiterhin Abbazia und Sta. im Norden die Straße Ludovica in starrer Felsenpracht, links Martinskizza und die Durchfahrt nach Dalmatien, — man trennt sich nur schwer von dem entzückenden Panorama, aber die Zeit drängt. Wir werfen im Vorüberfahren nur schnell einen Blick auf die Villa und den Garten des Erzherzogs Joseph, wo Natur und Kunst sich die Hände reichen, um ein kleines Paradies hervorzuzaubern, und wo des Erzherzogs Familie alljährlich ein paar Monate zubringt.

Wir fahren hinaus zur Stätte des Todes, — der schönsten und friedlichsten, die ich je gesehen. Dunkle Cypernen und erster Lorbeer umschatten die Todten in reicher Fülle; die Nachtigallen schlagen, und nur von fern hört man das leise Rauschen des Meeres. Heiliger Friede umfängt uns, und mit inniger Ueberzeugung sprechen wir fromm: Requiescant in pace!

Wir treten hinaus, und das Wohlgefühl, aber auch die Unruhe des Lebens tritt mit voller Macht an uns heran. Sonne und Licht umfängt uns, — da liegt das Meer vor uns, und stolze Dreimaster mit aufgeblähten Segeln gleiten dahin; weiße Seemöven umflattern die Schiffe.

Und nun zurück in das Getriebe der Stadt auf der Straße nach Abbazia, zu dem westlichen Theile Triume's, wo die Industrie ihren Sitz aufgeschlagen hat.

Ein plötzlicher Reiz zum Niesen ergreift uns, — kein Wunder, denn wir sind bei der 1. ungarischen Tabakfabrik angelangt, wo über tausend weibliche und hundertundsechzig männliche Arbeiter Virginia-Cigarren, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabak fabriciren. Wenn Du, o Leser, träumerisch die Rauchwolken betrachtest, die Deiner Cigarette entströmen, da gedenkst Du wohl nicht der armen Geschöpfe, die den ganzen Tag in potenziert Gestalt Nicotin einathmen müssen und ein Opfer Deiner Genußsucht werden. Um sechs Uhr Abends sieht man täglich eine ganze Völkerwanderung von Frauen und Mädchen, die oft zwei, drei Stunden Weges haben, bis sie zu ihrer ärnlichen Behausung gelangen. Einen Korb auf dem Kopfe, das Stridzeug in der Hand, reinlich gekleidet, einen starken Tabakgeruch um sich her verbreitend, — so wandern sie ruhig und anständig durch die Straßen. Kein blühendes Gesicht ist darunter, auch die Jüngsten sehen nicht jung aus.

Wir gelangen an das stolze Gebäude der 1. Marine-Adademie, wo die zukünftigen Admirale der österreichischen Marine herangebildet werden, und wo gegenwärtig einer der besten Jüglinge der junge Erzherzog Leopold von Toscana ist. Ganz nahe der Adademie liegt der Giardino Pubblico, — der Triumaner Stadtpark, wo in den heißesten Tagen erfrischende Kühle herrscht, und wo man unter Vorbeergängen wandelt. Ueberall und immer derselbe Contrast von lahltem Gestein und äppiger, süßlicher Vegetation. Aus dem Gestein aber strömen, kalt und silberhell, unzählige Quellen hervor, die Stadt mit dem besten Trinkwasser speisend, das aber von den Fremden mit Vorsicht genossen werden muß.

Übermalls werden unsere Geruchsnerven angegriffen. Dieses Mal ist es die große Petroleum-Raffinerie, die links von uns liegt, und selbst das Meer ist dort im Petroleum-Hafen von einer Fettschicht überzogen. Dieser Petroleum-Hafen ist viel zu nahe der Stadt angelegt worden, da der strenge Geruch sehr oft in ganz Triume fühlbar wird. Ein zweiter Geruch-Hafen ist in Sicht, derjenige der Torpedo-Fabrik eines reichen Engländers, Mr. Whitehead, die leider nur allzugroßen Absatz hat.

Und nun weiter, gegen Abbazia! Das malerische Boloska ist erreicht, und bald sind wir auf der herrlichen Terrasse, dem modernsten österreichischen Paradiese, angelangt. Da sitzen wir, von Rosmarin umduftet; die Mimosen, über und über mit Blüthen besetzt, neigen träumerisch ihre Häupter; der Lorbeer rauscht geheimnißvoll im Abendwinde, und die Palme träumt von ihrer Heimath. Vor uns liegt das Meer in Abendröthe, Segelschiffe und Barken gleiten lautlos an uns vorüber. Hier und dort beginnen kleine Feuer zu erglänzen, von den Sombri-Fängern angezündet, um die armen Fische in das Netz zu locken. Drüben aber, am andern Ufer, verschwinden die Umrisse Triume's; nur der Leuchthurm mit seinem wechselnden Lichte gemahnt uns und die Schiffer auf der See, daß dort ein sicherer Hafen ist. Tiefe Schatten lagern sich auf dem Meere, süßer Duft entströmt den Blüthen. Ueber uns leuchten die Sterne, vom Hotel Quarnero aber winkt Licht auf Licht herüber, — es ist Zeit zum Schlafengehen!

Rachdruck verboten.

## Die Ausstellung für kirchliche Kunst im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Von Jakob von Falke.



Wir reden von kirchlicher Kunst als einer Besonderheit, und doch bedient sich die Kirche keiner anderen Kunst, als derjenigen, welche das gewöhnliche Leben gebraucht, um Haus und Dessenlichkeit zu schmücken; es giebt keine bauenden, zeichnenden, darstellenden Künste, die nur für die Kirche bestimmt wären. Als das Christenthum, zuerst aus dem Dunkel hervortretend oder vielmehr, noch im Dunkel der Kataomben befangen, das Bedürfnis empfand, die Wände seiner heiligen Stätten zu schmücken, hatte es keine anderen Künste, als wie sie das klassische Heidenthum darbot. Und es nahm sie, wie es dieselben fand. Die Kirche nahm von der klassischen Kunst der Griechen und Römer den Stil der Zeichnung, die Bauformen, das Rosett, die Ornamente; sie entlehnte ihr

selbst die Symbole. Erstarrt aber und zur Herrschaft gekommen, erfüllte das Christenthum die Kunst zuerst mit neuem Geiste, und bald stand die Kirche als führend in der Kunst voran, in allen ihren Schöpfungen. Sie war es, welche die Traditionen der Technik fortpflanzte, welche eine Zeitlang fast allein die Kunst ausübte. Da entstand auch eine kirchliche, eine kirchliche Kunst. Nicht, daß sie eine neue, ihr eigene Kunstübung erfunden oder sich dem Stille der Zeiten, der Umwandlung des Geschmades verjagt hätte; sie wußte sich stets damit abzufinden, den neuen Geschmack sich dienstbar zu machen; aber sie gebrauchte und erfand neue Formen, neue Geräthe und Gefäße, neue Kleidung für die Geistlichen und neuen Schmuck für die Ausstattung des Kirchenbaues und des Altars. Und darin ist sie treu und stetig geblieben; darin hat sie stets ihr Eigenes gehabt, und darum reden wir von kirchlicher Kunst, im Gegensatz zu einer Kunst der Weltlichkeit.

Und die Bedeutung dieser Kunst ist wahrlich nicht gering, weder was den Umfang, die materielle, wie man heute sagt, volkswirtschaftliche Seite betrifft, noch in Bezug auf die Höhe der künstlerischen Aufgaben. Seitdem das Christenthum zur Herrschaft gekommen, hat die Kirche das Bedürfnis gefühlt, sich mit Pracht und Glanz zu umgeben; seitdem hat sie, soweit die Mittel reichten, an alle Künste stets die höchsten Aufgaben gestellt, und diesen Forderungen sind die gewaltigen Kathedralen entworfen, wie die Fresken von Rafael, wie alle die goldenen und silbernen Geräthe, die, in den geistlichen Schatzkammern wohl erhalten, noch heute unsere Bewunderung und unseren Betteifer erregen.

Wie gesagt, ist die kirchliche Kunst dem Geschmace der Zeiten, dem Wechsel der Stilenten gefolgt, oder sie ist ihm auch, — in den älteren Zeiten, — führend vorangegangen. Sie hat also auch die Schicksale der Kunstgeschichte mit zu erleben und mit zu erdulden gehabt; sie hat ihre schönen Zeiten gehabt, darin sie Edles, von innerer Bedeutung Erfülltes schuf, und hat, wie die weltliche Kunst, auch Zeiten der Entartung gesehen, darin sie äußerem Scheine, eitlem Pracht, sinnloser Form verfiel. Und dieses Schicksal hat an der Schwelle der modernen Zeit, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere jenen Zweig der Kunst betroffen, welchen wir, im Gegensatz zu Malerei und Architektur, als den kunstindustriellen bezeichnen können: die Paramente, die Ausstattung der Kirche mit Mobiliar, den Altar und die Gefäße und Geräthe seines Dienstes. Ordinärer Goldglanz, naturalistische Blumenfülle prangten auf den Gewändern; die Stickerei als Kunst, die einst gerade auf diesem Gebiete so Großes geleistet, war verschwunden; die Statuen glänzten von Lackirung und polirter Vergoldung; die Gefäße und Geräthe entbehrten jeden Stilgefühl in den Formen und Verhältnissen; alle edlere und feinere Technik war aus der kirchlichen Goldschmiedekunst, — freilich auch aus der weltlichen, — verschwunden.

Es sind etwa dreißig Jahre her, daß zuerst in kunstgelehrten Kreisen Bemühungen gemacht wurden, diesen Zustand zu bessern, und zwar zuerst in Deutschland, am Rhein und auch in Oesterreich. Selbstverständlich, — man hatte keine andere Wahl, — ging man auf die alten Zeiten und die alten Formen zurück, lernte von ihnen und stellte sie als Muster auf. Man suchte zugleich wieder verschwundene Techniken, insbesondere Filigran und die verschiedenen Email-Arten, für die Kirche neu zu erwecken. Wenn man einen Fehler machte, so war es der, den gothischen Stil als einen spezifischen Stil der Kirche einseitig zu begünstigen. Dessen ungeachtet hatte die Sache einen gewissen Erfolg, und viele und schöne Arbeiten sind damals wieder für die Kirche entstanden.

Da kamen in allen Ländern die Bestrebungen zur Hebung der Kunst-Industrie, eine wahre Reform des Geschmades, von welcher man hätte denken sollen, sie sei jenen Bemühungen für die kirchliche Kunst nur von Vorteil gewesen. Aber gerade das Gegentheil trat ein. Alles drängte, Palast und Haus zu schmücken, Tisch und Tafel wieder mit schönem Geräthe auszustatten. Der Blick lenkte sich von der Kirche wieder ab; was sie an Kunst brauchte, verfiel auf's Neue der Schablone. Wenn auch hier und da noch die gegebene Anregung fortwirkte und einzelne gute Arbeiten geschaffen wurden, so war es doch klar: die kirchliche Kunst wurde über der Laientkunst vernachlässigt.

Das konnte aber doch nur eine Weile dauern. Die Kirche selbst ist zu mächtig, ihr Kunstbedürfnis zu groß und zu bedeutend, um sich nicht desselben wieder zu erinnern, um es nicht als einen der allerwichtigsten Factoren in den Kreis der modernen Kunstbestrebungen wieder eintreten zu lassen. Und aus diesem Gedanken ist die große Ausstellung für kirchliche Kunst hervorgegangen, welche gegenwärtig für den Lauf dieses Sommers, bis Ende August, zu Wien im Oesterreichischen Museum stattfindet.

Den praktischen Zielen gemäß, welche die Ausstellung verfolgt, — sie will Anregung geben, sie will belehren, das Interesse für dieses Gebiet der Kunst neu beleben, — vereinigt sie Alles und Modernes, letzteres allein aus Oesterreich; doch ist die Vereinigung so, daß das Alte und das Neue, d. h. dasjenige, was von den Industriellen und Künstlern gefordert worden, räumlich getrennt ist. Dem lernenden und studirenden Besucher ist dadurch der Vergleich ermöglicht, ohne daß sich für den Kunstfreund und Alterthumsforscher Schwierigkeiten oder Hindernisse ergeben. Denn auch diesem, und damit der Wissenschaft, bietet die Ausstellung auf diesem Gebiete ein Material, wie es wohl niemals beisammen gewesen und kaum in einem Menschenalter, wenn je, sich wieder zusammenfinden wird.

Die Abtheilung älterer Gegenstände ist ohne Frage bei Weitem die bedeutendere und interessantere. Hätte man aus dem alten Besitze des alten österreichischen Adels, — Ungarn ausgenommen, — aus Schloßern und Palästen eine ähnliche Sammlung weltlicher Kunstgegenstände zusammenbringen wollen, man hätte sich bald der Unmöglichkeit gegenüber befunden, denn von späteren Möbeln abgesehen, ist so gut wie gar nichts vorhanden. Man staunt, wenn man die alten Inventare der Schlösser liest, über den ehemaligen Reichthum an Silbergeräth, aber Alles ist zum Desteren „modernisirt“ worden, in den Kriegszeitern aber, zumal während der napoleonischen Epoche, in die Schmelze gewandert. Anders ist es mit den Domschatzen, mit den großen Stiftern und Klöstern, selbst mit den einfachen Pfarren in Oesterreich. So Vieles auch verschwunden, verkauft, eingeschmolzen wurde, viel Gutes ist doch geblieben, hinlänglich, um ein unvergleichliches Museum zusammenzustellen. Die Direction des Oesterreichischen Museums hat nun diesen Versuch gemacht, allerdings nur für die Dauer eines halben Jahres, und Dank der guten Absicht, haben sich die Thüren geöffnet, wo sie anklopften. Es ist bei Weitem

nicht Alles gekommen, was des Kommens würdig gewesen wäre; die Schatzkammern der Kathedralen und der Stifter sind bei Weitem nicht erschöpft, aber doch ist so ziemlich das Beste und Interessanteste vorhanden, mindestens, wie gesagt, eine Collection, die ihres Gleichen nicht findet.

Sollen wir Namen nennen, so stellen wir die geistliche Schatzkammer des kaiserlichen Hauses an die Spitze und daneben die kaiserliche Familien-Bibliothek und die Hof-Bibliothek. Wir nennen die Erzbischöfe von Wien, Olmütz, Prag, Salzburg, Agram, Zara, Czernowitz, Kalocsa, welche bereitwilligst Gegenstände von höchstem Alter und unschätzbarem Werthe sendeten. Ferner sind die Bischöfe des Landes zu nennen und die Stifter, wie beispielsweise St. Florian, Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Herzogenburg, Melk, Seitenstetten, Kremsmünster, Zwettl, Hohenfurt, Keizers, die Äbtissin von Nonnberg, die Schotten von Wien u. s. w. Verschiedenen Parteien verdankt die Ausstellung die schönsten der alten Nonnstranzen und Reliquarien. Auch Kunstfreunde aus dem Laienstande haben sich theilhaftig, so die Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Sobtowitz, Porcia, die Grafen Wilczek, Edmund Richy, Donyos, Clam-Gallas u. A. Dr. Albert Fjodor stellte seine, gerade auf dem Gebiete der älteren Gegenstände so ausgezeichnete Sammlung gänzlich zur Verfügung.

Prinzipiell sollte die Ausstellung das ganze Gebiet der kirchlichen Kunst umfassen. Die Rücksicht auf den Raum, der zur Verfügung stand, machte aber Ausnahmen zur Bedingung. So wurde die Architektur ausgeschlossen, und mit ihr Zeichnungen überhaupt, oder nur ausnahmsweise zugelassen, da man mit Originalen hinlänglich die Säle zu füllen vermochte. Auch Gemälde bilden eine Ausnahme. Man fürchtete, mit der verfügbaren Menge unbedeutender Heiligenbilder den Eindruck zu schädigen, ohne Nutzen davon zu haben, und ließ nur Altar-Gemälde oder solche von besonderem Interesse zu. Dagegen nimmt die Plastik, die Holzschneiderei zumal, einen breiten Raum ein. Neben ihr, ja vorrangend vor Allem, steht die Goldschmiedekunst in erster Linie da. Ein fast gleiches Interesse beanspruchen die Gewebe und Stickerien und gewiß kein geringeres die illustrierten Manuscripte und Druckwerke. Der Katalog, der, wissenschaftlich gehalten und reich mit Holzschneidern illustriert, bereits am Tage der Eröffnung, — 19. März, — ausgegeben werden konnte, theilt das ganze Material in folgende fünf Gruppen: I. Buchausstattung und Bucheinbände (gleicherweise Handschriften, wie Druckwerke umfassend), II. Textile Arbeiten, III. Holzarbeiten, IV. Metallarbeiten nebst Email, V. Arbeiten verschiedener Art, in Eisenblech, Stein, Wachs, Elfenbein, Glas u. s. w. Die moderne Abtheilung folgt der gleichen Anordnung.

Wir können aus der Masse des Dargebotenen nur einzelne Gegenstände oder einzelne Gruppen von besonderem Interesse hervorheben. Nehmen wir zuerst die Plastik, so tritt sie uns in drei Gruppen entgegen, in den alten Holz-Sculpturen, den Eisenblech-Arbeiten und in der modernen Plastik. Von diesen drei Gruppen dürfte diejenige der Eisenblech-Arbeiten, wenigstens dem Kunstforscher, das meiste Interesse erregen. Sie umfaßt bei Weitem den größten Zeitraum, ja eigentlich die ganze Zeit der Geschichte der christlichen Kunst. Es sind Gegenstände darin, welche noch ganz auf dem Boden der antiken Kunst stehen, wie die Diptychen-Tafeln; andere Tafeln gehören der karolingischen Epoche an, und so geht es von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Die letzten Jahrhunderte sind insbesondere durch eine Reihe der schönsten Crucifixe vertreten, während einige Tafeln in Form von Diptychen und Triptychen, — so der Reise-Altar aus St. Florian, — charakteristische Beispiele für die Polychromirung der Eisenblech-Arbeiten vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert darbieten.

Von diesem Standpunkte der Polychromirung aus sind die älteren Holzsculpturen der Ausstellung von besonderem Interesse. Die Blüthezeit dieser Arbeiten fällt in das fünfzehnte und in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Dieser Epoche gehören auch überwiegend die meisten Sculpturen an. Fast sämmtlich sind sie polychromirt oder verguldet, und zwar ganz und gar, während die Eisenblech-Arbeiten nur theilweise und sparsam mit Farben und Gold verziert sind. So wie diese deutschen und italienischen Sculpturen sich in ihrer Färbung darstellen, maßvoll schon von Anfang an, machen sie den Eindruck, als wäre die Farbe notwendig. Die realistische Behandlung der Köpfe, der Körper, der Gewandung, die derbe Methode des Schnittes, — man meint, sie fordern die Farbe heraus. So auch die italienischen Schnitzereien der früheren Zeit. So wie aber gesuchte Schönheit hinzukommt, das Streben nach edlen Formen, sanftern Linien, da ist es, als ob die Farbe überflüssig, ja vom Uebel würde. Die Kirche hat sie aber doch um der populären Wirkung willen beibehalten.

Und so erscheint die Farbe auch heute bei einer merkwürdigen Gruppe von Holzsculpturen, die auf dieser kirchlichen Ausstellung zum ersten Male sich der Oeffentlichkeit, der großen Welt vorstellte. Dies sind die Arbeiten der Tiroler Bildhauer. Im abgelegenen Grödenner Thale, unzugänglich den Einflüssen unserer Museen, hat sich eine Kunst angehebelt, die in einer ganzen Anzahl von Familien vom Vater auf den Sohn übergeht. Es ist die Kunst als Haus-Industrie. Man erwartet unter solchen Umständen gewiß nicht viel von diesen „Herrgottschneidern“; man wird an ihrer bunten Polychromirung, an ihrer naturalistischen Art der Behandlung Minderheit auszusprechen haben, zumal vom religiösen Standpunkte aus, aber man wird auch Gutes anerkennen und in jedem Falle sich sagen müssen, daß diese Grödenner eine höchst merkwürdige Erscheinung sind.

Mit der Plastik theilweise verwandt ist auch die Goldschmiedekunst. Ueber vierhundert Gegenstände gehören ihr an, die Arbeiten der modernen Aussteller nicht mit gerechnet. Nach der Zeit und der Technik, wie nach den Arten der Gegenstände im Dienste der Kirche, bietet sich kaum eine Lücke. Höchst ausgezeichnete Gegenstände, wie der berühmte Kelch des Herzogs Tassilo von Baiern aus Kremsmünster, gehören noch der karolingischen Epoche an, also einer erwachenden Goldschmiedekunst auf deutschem Boden; andere, reich und kostbar in ihrer Art, willkürlich in ihrer Form, kennzeichnen das Rococo; andere, aus der oben erwähnten Reform der letzten Jahrzehnte hervorgegangen, schließen die geschichtliche Folge ab. Dazwischen bieten die romanische wie die gotische Epoche und die Renaissance die ausgezeichnetsten Werke dar, darunter auch Figürliches, silberne und goldene Statuetten an den Geräthen, verguldet und emailirt, von entzückender Feinheit und Schönheit, wie z. B. an vielen Nonnstranzen, an der Kruztafel von St. Paul, wie die kleine goldene Madonna aus der kaiserlichen geistlichen Schatzkammer. Das Email ist in jeder Art vertreten, wie es die Kirche zu ihren Geräthen verwendete, das byzantinische Gold-Cloisonné, das rheinische Grubenblech, das italienische translucide

Email auf gravirtem Silbergrunde, davon das älteste wohl an einem Reliquienkasten aus dem Domschatz in Zara sich befindet, das gemalte Email des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts u. s. w.

Fragen wir nach den Gegenständen, so finden wir Reliquarien in all der mannigfachen Art der Gestaltung, als Kästchen, in Form der Sarkophage, in Form von Gebäuden, als in Silber getriebene Köpfe und Arme, — erstere sind besonders reich und schön vertreten, — in Form von Kreuzen und Nonnstranzen, als reich mit Figuren und Ornament verzierte Silbertafeln, selbst in Form von gläsernen Trinkgefäßen, welche, mit einem Siegel geschlossen, die Reliquie in der Tiefe des Altars bargen. Die Kelche folgen dem Laufe der Geschichte mit allen ihren bemerkenswerthen Veränderungen. Eine wundervolle Reihe von Nonnstranzen zeigt dieses überaus zierliche Gebilde der Gothik in den schönsten Beispielen. Eine ähnliche Reihe der interessantesten Pastoralen in Eisenblech, Silber mit Email, entnommen den Schätzen von Salzburg, Zwettl, Agram, Wien, der erzhertzoglichen Sammlung etc. u. s. w., vertritt in gleich glänzender Weise die Geschichte des Bischofsstabes. Ein Kasten ist angefüllt mit Kreuzen und Crucifixen in Silber, Gold und Krystall; ein anderer enthält Märchen von Ebenholz mit Reliefs, in Silber getrieben und mit silbernen Ornamenten von feinsten Arbeit verziert. Eine Anzahl Gegenstände dieser Art aus der geistlichen Schatzkammer der Hofburg-Kapelle und dem Kapuziner-Kloster in Wien sind wohl das Feinste und Vollendetste, wenn auch nicht das Reinste im Stil, was je die Goldschmiedekunst für die Kirche geleistet hat. Sie gehören der Epoche und den Ateliers Kaiser Rudolfs II. an.

Weniger zahlreich ist die Abtheilung der Manuscripte und Bücher; nichtsdestoweniger ist sie, aus chronologischem Gesichtspunkte geordnet, in ihrer Art ebenso vollständig. Ihr Interesse ist freilich kein so unmittelbar practisches, wie bei den Arbeiten der Goldschmiedekunst. Die Druckerei hat die Buchschreiberei abgelöst; die vervielfältigenden Künste, welche sich selbst der Schnellpresse bemächtigt haben, sind an die Stelle der Miniatur-Malerei getreten. Das Interesse, das diese Abtheilung darbietet, ist darum vor Allem ein wissenschaftliches und ästhetisches; ein wissenschaftliches, indem wir die Geschichte des reizenden Kunstzweiges der Miniaturen und Initialen im Wechsel der Zeiten und des Geschmacks bis zu ihrem Aussterben im sechzehnten Jahrhundert verfolgen können, — ein ästhetisches, indem die Vortrefflichkeit der Malereien dem Besucher nicht Augenblicke, sondern Stunden des Genusses bereiten kann. Die ältesten der ausgestellten Manuscripte, Evangelien des neunten Jahrhunderts aus Prag und Göttingen, zeigen noch die großen Initialen von Gold auf Purpur. Mit ihnen und einigen anderen Manuscripten ist noch die karolingische Epoche, die sogenannte erste Renaissance der Malerei, vertreten. Wir gehen weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert, betrachten die verschlungenen Initialen der romanischen Epoche, mit ihren Schlangen, Drachen, Wölfen und blumigen Ranken, dann die überaus feinen, ja eleganten Zeichnungen des vierzehnten Jahrhunderts, — vor Allem an der Biblia pauperum aus St. Florian, — die gewaltigen Manuscripte und Malereien der böhmischen Schule, darunter ein Blatt mit der Verbrennung von Johann Hus, und wir machen Halt bei den Malereien der niederländischen und burgundischen Schule, die in dichtgedrängter Menge mehrere Glaslasten füllen. Sie entzücken ebenso sehr durch ihre Schönheit, durch wahre Wunder der Miniatur-Malerei, als sie uns zugleich durch historisches Interesse fesseln; denn unter ihnen befinden sich die Gebetbücher Karls des Kühnen, Philipps des Schönen, Karls V. und der Maria Stuart.

In der Epoche, in welcher diese Gebetbücher entstanden, hatte die Buchdruckerei schon begonnen; sie geht ein ganzes Jahrhundert nebenher. Man sieht daher auch an vielen Werken, wie die Malerei der Druckerpresse zu Hilfe kommt, wie anfangs die Initialen und Miniaturen zu den gedruckten hineingemalt werden, wie dann später, — schlecht und recht, — die sogenannten Briefmalerei die Holzschneiderei mit ihren Farben überträncht und endlich der Kupferstich an die Stelle Weider tritt, der Malerei wie des Holzschnittes. Inhaltlich sind natürlich alle ausgestellten Druckwerke religiösen Gegenstandes. Es sind Bibeln, Missalen, Gebetbücher, Heilthums-Bücher u. s. w. Eine Anzahl auserwählter, zum Theil sehr alter Buch-Einbände von Eisenblech, Silber, Leder ergänzt diese Abtheilung, alle mit religiösen Darstellungen geziert.

Von eminent practischer Bedeutung hinwiederum ist die Abtheilung der Gewebe und Stickerien. Letztere sind in so außerordentlichen Fällen erschienen, daß es schwer war, ihnen allen den angemessenen Platz zu verschaffen. Auch sie begannen in sehr früher Zeit mit einer Reihe von Gewändern und Stoffen aus ägyptischen Gräbern, jedoch bereits aus christlicher Zeit, geschmückt mit Heiligenfiguren, mit Kreuzzeichen, mit dem Monogramm Christi und anderen charakteristischen Zeichen ihrer Herkunft. Dann folgt allerdings eine ziemlich Lücke, bis gegen das zwölfte Jahrhundert, das in einer purpurnen, mit Adlern geschmückten Casula aus Brigen, mit den von St. Blasien im Schwarzwald stammenden Gewändern aus St. Paul in Kärnten vorzüglich vertreten ist. Von da ab giebt es keine Unterbrechung mehr bis auf die Gegenwart hinar; doch überwiegen nach der Zahl die letzten Jahrhunderte. Und wie die chronologische Reihe eingehalten wird, so finden sich gleichweise alle verschiedenen Stoffe und Stidweisen des Mittelalters und der Neuzeit, Sammet- und Seidengewebe, Leinen- und Brocat-Stoffe, Goldstickerien vom höchsten Glanze occidentalischer wie orientalischer Herkunft, und ebenso der Form und Verwendung nach vollständige Ornate, wie einzelne Stücke, Bekleidung der Geistlichen, wie des Altars.

Wir haben diese Abtheilung als von besonders practischer Bedeutung bezeichnet. Der Ausdruck rechtfertigt sich einerseits durch den Hinweis auf die Reformen, welche gerade auf dem Gebiete der Paramentik und der kirchlichen Stickerie den Anfang der Neuerungen oder vielmehr der Rückkehr zum Alten gemacht haben, andererseits durch die Vergleichung mit dem, was die Paramenten-Fabrikanten von gleicher Art in der modernen Abtheilung ausgestellt haben. Es ist unlegbar Gutes bereits durch jene Reform-Bemühungen gestiftet worden, und manche anerkennenswerthe Leistung wird uns von ihren Verfertignern vor Augen gestellt; allein immer bleibt ein Rest bis zum Vollkommenen übrig, der durch die Lehren, welche wir den alten Meistern entnehmen, noch zu decken ist. Gilt dies von den Geweben und Stickerien, so noch mehr von den Metallarbeiten. Den größten Schritt vorwärts hat ohne Frage die Glasmalerei gemacht, und oben an die Tiroler Anstalt in Innsbruck, mit ihrer Filiale in Wien. Und doch sind auch hier die alten, in den unteren Räumen ausgestellten Glasmalereien immer noch im Stande, zu dem

gleichen Ziele beizutragen, zu dem diese Ausstellung geschaffen worden: Consumenten und Producenten, den Künstler und das Publicum, die Kirche und die Laienwelt auf's Neue für einen so bedeutenden und edlen Zweig der Kunst zu interessieren und zu neuen, immer schöneren Schöpfungen anzuspornen.

Kasdruck verboten.

### Eine dumme Geschichte.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

1.

vor langer Zeit lebte in einem deutschen Gau ein gewaltiger Ritter. Er hatte eine herrliche Burg, er hatte kühne und wehrhafte Knechte, er hatte weite Ländereien, die er alle selbst erobert, und große Reichthümer, die er alle selbst zusammen-geraubt. Er hatte auch eine schöne und tugend-same Frau. Sie hieß Dina, die Erhabene, hätte aber eigentlich die Demüthige heißen sollen. Still und fleißig waitete sie tagsüber am Herde und am Webstuhl, und wenn der Abend einbrach, stieg sie zum Söller empor und lugte aus nach ihrem reißigen Herrn.

Sobald sie ihn erblickte, ließ sie ihr goldgesticktes Taschenschnurlein wehen und eilte ihm entgegen in den Burghof. Dann geleiteten sie und ihr Page den Ritter in sein Gemach, wo er sich auf das mit einem Bärenfell bedeckte Lager warf, seinem holden Weibe die Beine entgegenstreckte und sprach: „Stiefel!“

Und sie nahte in liebevoller Dienstbesessenheit und zog ihrem Gemahl die, je nach der Jahreszeit, mit Staub, Roth oder Schnee bedeckten Stiefel aus.

Müßig, bis auf einiges Zähneknirschen, stand der Page, ein Jüngling voll zarter Empfindung, daneben und dachte: Des sollte sie sich doch nicht unterwinden, trotz aller Weibsgüte und Tugend, des doch nicht! Und mehrmals, hingerissen von seinen Gefühlen, wagte er's und erhob seine Stimme zu wohlgelegter Rede:

„Ueberlasse mir, o Herrin, hochgemuthes, des Stiefel-Ausziehens unruhlich Bemühen.“

Aber sein Flehen verhallte unbeachtet, und was er darüber empfand, war ein tiefer Gram. Seine Heiterkeit verschwand, er wandelte dahin, wie er nie geahnt hatte, daß man wandeln könne, — in Gedanken. Und sein Sinnen war kein todes-, vielmehr ein mit reichen Reimen belebtes, die nach Entfaltung rangen, wuchsen und endlich aus ihrem Schattenreiche hinaus in die wirkliche Welt als gereifte Frucht des erfinderischen Geistes gelangten, — als ein Werk.

Man hatte ihn gesehen, keine Klöße zuhauen und in den sogenannten Pagensturm hinauftragen, und hatte ihn die Nächte hindurch bis zum frühen Morgen sägen, hobeln, raspeln gehört. Sein Thun blieb ein geheimnißvolles, er verweigerte jegliche Auskunft darüber, wurde fehr mager, und aus seinen Augen leuchtete jene Seligkeit, die durch das Bewußtsein eines von Erfolg gekrönten Strebens hervorgerufen wird.

Ein schöner Sommertag ging zur Rüste; schon brach der Abend herein, als Hörnerklang ertönte: der Herr an der Spitze seiner Mannen lehrte heim. Er hatte sich erkältet, war ganz heiser und sprach, vom Pferde springend, zu der ihm Willkomm bietenden Gattin: „Wärzwein!“

Sie eilte, das Verlangte zu bereiten; er, von dem Pagen allein gefolgt, ging auf sein Zimmer. Als er sich dem Lager näherte, fiel ihm ein seltsames Ding auf, das vor demselben stand. Wie eine kleine Bucht zwischen vorgestreckten Landzungen war es gestaltet und ruhte schräg, aber fest, auf kurzen Füßen.

„Wer hat mir das gebracht? Was ist das?“ fragte er.

„Ich habe es gebracht und gemacht,“ erwiderte der Page, und seine Wangen erglühten in freudigem Schöpferstolz. „O Herr, es ist ein Stiefelknecht.“

Er lehrte den Ritter den Gebrauch des neuen Hausgeräthes, und der Ritter fand ein großes Gefallen daran und zog zum puren Vergnügen die Stiefel gleich zweimal nach einander aus und an. Er war eben im Begriff, die Vortrefflichkeit der Erfindung zum dritten Male zu erproben, als seine Hausfrau eintrat, den Wärzwein in goldenem Becher auf silberner Platte tragend. Beinahe wäre ihr Beides entfallen.

„Was thut mein Herr?“ fragte sie, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen, „sind meine Dienste meinem Herrn entbehrlich geworden? Vermag ein Stück Holz mich bei meinem Herrn zu ersetzen?“

Der Ritter entgegnete: „Nicht allweil, nur in dem einen Falle.“

Aber dieser Trost tröstete sie keineswegs. „Wer hat die freible Erfindung ausgeheckt, die mich in irgend einem Falle meinem Herrn entbehrlich macht?“ forschte sie mit Wangen.

„Der treueste Diener Dein, — ich!“ stammelte der Page und warf sich ihr zu Füßen. Er bat um Gnade und Verzeihung und betheuerte die Lauterkeit seiner Absicht; habe sie ihren Zweck verfehlt, so trage daran einzig und allein der Begriff Schuld, den er von Frauenwärde hege.

Half Alles nichts. Die Herrin blieb dabei, er habe sie um die Ausübung eines ihr werthen Rechtes betrügen wollen, und befahl ihm, das Werkzeug, welches arglistig dazu hatte dienen sollen, in's Feuer zu werfen.

Dieser Befehl war von einem Wlde begleitet, der dem armen Jüngling das Herz zerschmitt und ihm verkündete, daß er die Huld seiner Herrin unwiederbringlich verloren habe. Der bittere Schmerz, von dem nur die grausam Verkannten wissen, ergriff ihn, zugleich aber auch eine mächtige Liebe für sein Werk. Er trug es empor in seine Thurnkammer, schrieb dem guten Stiefelknecht eine genaue Gebrauchs-Anweisung auf den Rücken und verbarg ihn in einer Vertiefung der Mauer, die er mit Steinen verlegte. Dann weichte er ihn tiefbewegt dem Verstandniß kommender Geschlechter und entfloß beim ersten Morgengrauen.

Nie wieder hat man von ihm gehört; er ist vergessen und verschollen, ein Märtyrer seiner Erfindung.

2.

Hundert Jahre später hauste der Ururenkel des gewaltigen Ritters auf der Burg. Er war ein friedfertiger Herr, der sich der Gelehrsamkeit befließ, und besaß eine kleine, lebhaft Frau und zwei schöne Kinder. Diese spielten einmal Verstecken im halb verfallenen Pagensturm, fanden dort im Schutte den Stiefelknecht und brachten ihn ihrer Mutter.

Die kleine Frau wunderte sich über das seltsame Ding, und da sie vor lauter Neugier lesen gelernt hatte, machte sie sich



Zum Frühling. Nach einer Skizze von Arthur Sanghammer. — Siehe Seite 189.  
An unserer Preis-Concurrenz durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.

gleich daran, die Schriftzüge, mit denen es bedeckt war, zu entziffern. Dabei wurde ihr Gesicht immer freundlicher; plötzlich lachte sie laut auf, und ihre Kinder lachten mit; sie häufte und tanzte mit dem Stiefelknecht im Zimmer herum, und die Kinder tanzten und sprangen wie Vöcklein und jubelten über den Jubel ihrer Mutter.

Der Freudentaumel hatte seinen höchsten Grad erreicht, da kam der Herr Vater von der Gesundheits-Promenade, die er täglich zu unternehmen pflegte, nach Hause. Er steckte den Kopf zur Thür herein und sagte:

„Anziemlich ist es, zu jubeln und zu tanzen am Wochen-tage. Weichet hinweg zur Schulstube, Ihr Kinder; und Du, Thushnela, Geliebte, zieh' mir die Stiefel aus.“

„Schwerlich, schwerlich,“ sprach die kleine Frau und machte dazu einen complicirten mittelalterlichen Knig, „für die Stiefel meines Herrn hat sich ein Knecht gefunden; die Magd kündigt den Dienst.“ Und sie stellte den Stiefelknecht dem Gatten vor die Füße.

„Thushnela, wonnevoll!“ war Alles, was er im ersten Augenblicke hervorbrachte. Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen, denn ihm schwindelte.

Vor seinem ahnungsvollen Geiste stieg ein neues Kapitel der damals noch völlig unbekanntem Culturgeschichte auf. Er sah alle Frauen dem Beispiele der seinen folgen und alle Männer darauf angewiesen, sich ihrer Stiefel von einem fühllosen Instrumente entledigen zu lassen, statt von liebender Hand.

„Wein armer Sprosse!“ sprach er nach einer langen Pause und legte die Rechte auf seines siebenjährigen Söhnleins Haupt. „Die gefähe Magd kündigt den Dienst! Hast Du's gehört, und wird Dir schlimm, wie mir? Unfroher Zukunft reißt mein Sprosse entgegen; verschoben zwischen Mann und Frau ist das Verhältnis.“

„Nur ein wenig zurechtgerückt,“ versetzte Thushnela und streichelte ihres Töchterchens Locken.

„Mich jammert Deines Irthums,“ sagte der Gatte; „hinweggetilgt mit der inniglichen Frauen Demuth wird des Hauses Eintracht sein.“

„Ja, ja,“ erwiderte sie, „die Eintracht zwischen Unterwürigkeit und Gewaltthaberei wird wohl hinweggetilgt sein.“

Er sah sie mit großen, runden, bestürzten Augen an.

„Sollen wir hinkünftig auch die Kindlein in die Welt setzen und ihrer warten?“ fragte er.

Die Frau schlug die Hände zusammen: „Gott steh' mir bei! Von den Lippen meines Hochgelahrten entfleucht Unsinn.“

Und er wurde böse und sprach: „Wer hat Dir solche Rede zu mir erlaubt? Meine Hornwuth weckst Du! Thörichte Weiber! Preis zu erjagen, gedenket Ihr und werdet sinken im Preise und sitzen bleiben Alle! Kein männlicher Mann wird werden um ein Gespons, das kein nicht magdlich pflegen will. Unweise und untergeordnet in allen Stücken dem Manne seid Ihr Weiber. Was an Euch ehren soll er, wenn nicht die Ehre, so Ihr ihm bietet; was lieben an Euch, wenn nicht die Liebe, so Ihr zu ihm traget? ...“

Er wollte noch weiter reden, aber Thushnela unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Schön Dank für dieses Geständniß, o Du mein trauter, aufrichtiger Gefelle!“ sagte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Die Ehegatten umarmten einander, während ihre Kinder sich in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches prügelten, weil das Bübchen gesagt hatte, es werde nie eine Frau nehmen, die sich weigere, ihm die Stiefel auszugiehen, und das Schwesterchen ihm dafür eine Ohrfeige verjagt hatte.

„Lahst ab vom Kampfe, Ihr Kinde,“ befahl der Vater.

„Vernunft angenommen hat die reine Sätze, Eure Mutter.“

„O weh!“ jammerte sie, ihr hübsches Köpfchen zur Achsel neigend. „Wie thut das Herz mir weh, daß ich eine Frau nur bin, und demnach unweise, demnach unfähig, Vernunft anzunehmen. So hat mein gelahrter Herr gesagt, und seinem Worte darf ich nicht zuwider handeln.“

„Nicht zuwider handeln,“ murmelte der Gatte und versank in tiefes Sinnen. „O liebe Frau, die Folgen sind unabsehbar,“ sprach er endlich, senkte und — bediente sich des Stiefelknechts.

wieder hinein in die Wohnung, um ihn dort in den Schlaf zu wiegen. Alles athmet Friede und Freude. Es jagt kein Herz in solchen Tagen, „wo selbst die Dornen Rosen tragen.“

G. A.

# Aus der Frauenwelt.

**München.** — Der bairische Frauenverein unter dem Rothen Kreuze zählt gegenwärtig 22,844 Mitglieder und besitzt ein Vermögen von 453,300 Mark.

**Paris.** — In Paris giebt es seit 1882 eine Liga der revolutionären Frauen, die, ziemlich im Verborgenen blühend, neuerdings dadurch von sich reden machte, daß sie einen energischen Protest wider den Krieg veröffentlichte. Das klingt ja ganz vernünftig, aber die Liga verfolgt auch noch andere, als friedliche Zwecke. Sie theilt sich in zwei Gruppen, eine äußere, in welcher die lauen Mitglieder verbleiben müssen, die man überhaupt nur duldet, weil man des elenden Mammons, der Beiträge, nicht entbehren kann, — und einen inneren Verband, der die eigentlichen Mitglieder, die „Frauen der That“ umschließt. Die Satzungen dieser Gruppe lassen nur solche Frauen zu, welche bereit sind, „mit allen denkbaren Mitteln die herrschenden Zustände zu vernichten.“ So ist also der innere Verband der Liga nichts anderes, als eine Pflanzschule des Anarchismus.

**Petersburg.** — Die Kaiserin von Rußland wendet eine besondere Aufmerksamkeit der heimischen Spigen-Industrie zu. Jüngst stattete sie der Marien-Schule für Spigen-Klöpplerinnen einen Besuch ab und spendete ihre Anerkennung namentlich den Spigen aus echtem Gold mit Perlen, sowie denen aus Nittergold mit Schmelz. Diese Spigen werden nach russischen Mustern aus dem siebzehnten Jahrhundert hergestellt, und zwar dienen den Schülerinnen Zeichnungen als Vorlage, die nach alten Meßgewändern angefertigt wurden. Mehrere der Klöpplerinnen von Goldspigen befragte die Kaiserin selbst, darunter auch eine „Meisterin“, die ihre Ausbildung in der Schule erhalten und jetzt in ihrer Heimath, dem Bologda'schen Gouvernement, vierzig Schülerinnen soweit ausgebildet hat, daß sie Spigen nach den Mustern der Schule anzufertigen vermögen. Der Klöpplerinnen-Schule ist es zu danken, daß diese Haus-Industrie in dem bäuerlichen Bezirke wieder in rege Aufnahme gekommen ist.

**Newyork.** — Eine von der Newyorker „Nation“ veröffentlichte Statistik sucht zu beweisen, daß den nordamerikanischen Frauen das Wahlrecht gar nicht so sehr am Herzen liegt, als die Wortführerinnen der „Emancipation“ behaupten. Vor acht Jahren, sagt das Blatt, übertrug der Staat Massachusetts den Frauen das Stimmrecht in Schulsachen. Aber nur in 147 von den 347 Städten und Flecken des Staates machten die Frauen von diesem Rechte Gebrauch; in 200 Orten übte keine Frau ihr Wahlrecht aus. Aber auch in jenen 147 Orten war die Wahlbetheiligung nur im ersten Jahre rege; schon im zweiten Jahre ließ sie beträchtlich nach und erschlaffte seitdem immer mehr. Eine noch auffallendere Thatsache berichtet das Blatt aus Boston. Während hier, bevor den Frauen das active Wahlrecht zustand, stets einige Damen in die Schulvorstände gewählt wurden, sind seit vier Jahren, seitdem die Frauen neben dem passiven Wahlrecht auch das active besitzen, alle weiblichen Candidaten durchgefallen.

— **Witstref** Marion Todd zu Albion im Staate Michigan ist ein ebenso viel beschäftigter, wie erfolgreicher Rechtsanwält. Jüngst erstritt sie für einen verunglückten Eisenbahn-Schaffner von der betreffenden Eisenbahn-Gesellschaft eine Entschädigungssumme von 25,000 Dollars.

— Die Damen in Washington haben eine neue Mode ausgebracht: Keger-Pagen in greller Kleidung, die ihren Herrinnen bei den Promenaden und Eintäufen auf Schritt und Tritt nachfolgen. In der bunten, auffälligen Tracht dieser Pagen suchen die Damen mit einander zu wetteifern.

**Tanarivolo.** — Die Krone, welche das Haupt der Königin Kanavolo III. von Madagaskar ziert, muß die braune Majestät oft genug drückend empfinden. Mit dem ersten Minister verheirathet, der thatsächlich die eigentliche Herrschergewalt ausübt, wird sie von ihrem bejahrten Gemahl in strenger Abgeschlossenheit gehalten, und zwar weniger aus Eifersucht, als aus Furcht vor Intriguen, welche die Nacht des herrschlichen Mannes beeinträchtigen könnten. Zwischen sieben und acht Uhr morgens erhebt sich die Königin und genießt in Gesellschaft ihres Gatten das Frühstück, bestehend aus Milch und in der Asche gebratener Manioc-Wurzel. Darauf folgt eine gemeinschaftliche, stundenlange Andacht, bestehend aus Gebet, Predigt und Palmensingen, und hieran schließt sich ein zweimaliger Rundgang durch die Anlagen des königlichen Palastes. Jetzt erst trennt sich der Premier-Minister auf kurze Zeit von seiner Gemahlin; doch um elf Uhr nehmen Beide wieder gemeinsam das Mittagmahl ein, dessen Hauptbestandtheil Reis bildet. Die Königin und ihr Tyrann speisen an einem Tische, die Hofherren und Hofdamen auf dem Fußboden. Nach einer Plauderstunde begiebt sich der Minister in sein Amtszimmer, die Königin in ihre Gemächer. Um fünf Uhr finden sich Beide wieder zusammen, um die Zeit, so gut es geht, zu verbringen. Von sieben bis achteinhalb Uhr ist abermals religiöse Erbauung, auf welche die Abendmahlzeit folgt. Den Schluß des Tages vertribt sich das erlauchte Paar durch Votenspiel. Zwischen neun und halb zehn Uhr verkündet ein Kanonenschuß den Madagassen, daß die Königin sich zur Ruhe begeben hat. So fliehet der Königin Kanavolo, abgesehen von geringen Abweichungen, ein Tag wie der andere hin, — gewiß ein nicht weniger als beneidenswerthes Loß. Uebrigens ist die Königin brustleidend, und ihre Tage sollen gezählt sein. Ihre Nachfolgerin würde ihre Nichte, Tochter der Prinzessin Rosendranoro, werden, ein Mädchen von vier Jahren. Wenn der Premier-Minister zum fünften Male Witwer werden sollte, würde er, wie man meint, kein Bedenken tragen, sich das Kind antrauen zu lassen, um nach wie vor im Besitze der Regierungsgewalt zu bleiben.

# Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der farbige Schleier aus meist glattem feingemusterten oder dem schon früher erwähnten, sogenannten russischen Tüll

feiert große Triumphe. Man liebt es, den Schleier möglichst in Uebereinstimmung mit der farbigen Band-Garnitur des Hutes zu halten. Am kleidsamsten von all den jarten Schattirungen vom hellsten Fliederfarben bis zum feurigsten Roth, erweist sich der mattrosa Schleier, der dem Gesichte einen jarten, jugendlichen Schmelz verleiht.

Zu den kleinen Toiletten-Extravaganzen, welche sich junge Mädchen bei den Spielen im Freien erlauben dürfen, gehört die hier dargestellte leichte Strohmütze mit rothem Sammetstreifen und einigen großen Rosen als Garnitur. Letztere können auch fortbleiben oder durch eine Bandchleife ersetzt werden.



Die französischen Seidenstoffe für elegante Sommer-Toiletten ahmen mit Vorliebe die Gewebe aus der Zeit Ludwigs XVI. nach, so wie auch die Nachart dem Geschmacke jener



Seidenfutter und blauen, rosa und lila Federn.

Bis der große, runde Hut aus der Zeit Ludwigs XVI. die Herrschaft im Sommer antreten wird, behauptet die kleine Capote das Feld. Unter den verschiedensten Namen auftretend, ist sie immer ein aus den leichtesten und zierlichsten Materialien zusammengesetztes Ding. An der Capote „Anna Bolera“ besteht der Kopf nur aus Bandrolletten, die Krempe aus Blumen oder einem Tüllgewinde. Die Capote „Ceres“ ist nichts, als ein Spigenstuck, in dem sich einige Rosen verstecken, und von dem eine Zigarette aufsteigt. Feuerrother Tüll mit einer Borte aus echten Korallen stellen die Capote „Graciella“ her. Die kleine Capote „Metternich“ besteht aus schwarzem, die Capote „Potoda“ aus gelbbraunem Stroh; die erstere garnirt verchiedenfarbige Tulpen, die letztere wilde Rosen und moosgrüne Bandchleifen.

Diejenigen unserer Leserinnen, welche selbst an sehr warmen Tagen ungerne ohne einen leichten Umhang auf der Straße erscheinen, werden den zierlichen, für jedes Alter passenden Umhang freudig willkommen heißen; derselbe besteht aus französischer Faille und fein plissirter, gestickter Gaze. Letztere bildet den Rücken, so wie die von einer Schleife auf der Schulter gehaltene Shawl-Garnitur und den Aermel-Einsatz, welcher durch Zeit-Knöpfe befestigt ist. Bei Ausführung des Modelles in farbiger Seide kann mit Gold- oder Bronze-Per-



len gestickter Spigenstoff die plissirte Gaze sehr wirksam vertreten. Noch lustiger und jugendlicher erscheint das kleine Mantelstück aus feinem Schaur-Filet. Eine Garnitur aus Perlen-Passementerie oder aus Grelots und Perlenkugeln auf Vorder- und Rücken-theilen, sowie als Aermel, Spigen um den unteren und die vorderen Ränder, und hier und dort eine geschickt angebrachte Schleife stellen diese Umhüllungen sehr reich und elegant aus. Für Hüte ist neben dem Roth der Gentilsole Kupferroth der hervortretendste Farbenton. Die kleine, aus modisfarbenen, durchbrochenen Strohborten zusammengesetzte Capote zeigt denselben in der aus Band, gestickten Kreppstreifen und einer Kirsche aus Hahnenfedern bestehenden Garnitur. (Bezugsquelle für das Schaur-Mantel: M. Levin, C. Hausvoigtei-Platz 1; für den Hut: Genevée und Hartleb, SW, Krausen-Str. 44.)

Die Vorliebe für das leuchtende Flammroth (tison) zu Hüten, Toiletten, Schirmen u. s. w. hat sich neuerdings sogar bis auf das Schuhwerk erstreckt. Natürlich bleibt dieses Roth nur für den Salon vorbehalten, wo es, obwohl immer etwas extravagant, doch an einem kleinen, zierlichen Hühchen ganz reizend wirken kann. Den aus Atlas oder Sammet gefertigten, tief ausgehauenen Schuh schmückt nur ein winziges Schleichen oder ein Pompon, wogegen der hohe, rothe Knopfstiefel ganz glatt bleibt.

Seitdem es gelungen ist, alle Stoffe ohne Unterschied wasserdicht zu machen, hat sich der ungraziöse Regenmantel aus seiner dunklen Raupengefaltung zu einem bunten Frühlingsfalter entwickelt. In Wolle und Seide aller modernen Muster und Farben, bildet dieses bisher nur praktische Kleidungsstück nun zugleich auch eine harmonische Vervollständigung der Toilette.

Sehr geeignet zu Spaziergängen außerhalb der Stadt ist das Kostüm aus grün und braun carrierter Wolle, mit Kragen,

# Verchiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Im Frühling.** Von Arthur Langhammer. In unserer Preis-Concurrenz durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. Siehe das Bild, Seite 188. — Der Frühling ist in's Land gekommen, schreiet behend über Fluren und Wiesen und sendet lächelnd seine Grüße an Groß und Klein, an Alt und Jung. Schmeichelnd schmückt er die verjüngte Erde mit Millionen holder Blumen, die gar herrlich blühen und duften. Alle Keime regen sich nach langem, tiefem Winterklate mit wunderbarer Kraft, und aus ihren kleinen, braunen Hüllen schlüpfen zarte Blättchen schüchtern hervor und kleiden die Bäume in herzerquickendes Grün. Die Vögelchen wiegen sich fröhlich in den Zweigen und singen ihre munteren Lieder, und mit den gesieberten Sängern um die Wette summen die Käfer im hellen Sonnenschein. Bunte Falter gaukeln wonnetrunken über Gärten und Auen, und geschäftige Bienen fliegen nuschelnd von Blume zu Blume. Selbst in die dumpfen Gemächer schickt der Blüthenspender seine Boten, jodaß sich Niemand seinem Reiz entziehen kann:

Die Fenster auf, die Herzen auf!  
Geschwinde, geschwinde!  
Der Frühling pocht und klopf ja schon,  
Hörcht, hörcht, es ist sein lieber Ton!  
Er pocht und klopfet, was er kann,  
Mit kleinen Blumenknospen an.  
Geschwinde, geschwinde!

Bald wird dem Menschen die Stube zu eng, es duldet ihn nicht länger in den Mauern, und er wandelt hinaus mit Weib und Kind in den herrlich prangenden Garten. Ein schattiges Plätzchen hat sich die Familie unter der mächtigen Linde ausgesucht, wo sie nun täglich in Gottes freier Natur die Mahlzzeiten einnimmt. Behaglich läßt sich der Vater nach der Besper sein Pfeifchen schmecken und liest seine Zeitung, während neben ihm die sorgsame Mutter mit rastloser Unermülichkeit für den Haushalt schafft. Das Töchterchen hat sich wahrcheinlich schon müde gelaufen und blickt, das Köpfchen auf den Arm gestützt, träumend in das junge Grün hinaus. Für das Jüngste ist aber schon die Schlafenszeit gekommen, und die Großmama trägt ihren Liebling



Taschen und Kermel-Ausschlagen aus hellbraunem Tuch und Passementerie-Schnüren in beiden Farben. Den vorderen Zipfeln der Draperie entsprechen hinten zwei lange, schräge Enden, die zu einem Doppelnoten verschlungen sind. Der Schoß der Taille ist im Rücken und an den Seiten geschlitzt. Brauner Strohhut mit gleichfarbiger Lige und Garnitur aus Pfauen-Federn. Schwedische Handschuhe, braune Tuschstiefel mit Lackleder-Besatz.

Beliebt sind Handschuhe mit Stulpen aus gepreßtem Leder, sowie Reithandschuhe, welche an den Nähten centimeterbreite Tambourirung erhalten.

Die Jockey-Mähe, aus dem Stoffe des Reifemantels oder des Reifelleides, mit einem gestreiften Gaze-Schleier umwunden, scheint die Reifemüge der Saison werden zu sollen.

Die mit großem künstlerischen Geschick entworfene Visitenkarten-Schale besteht aus sächsischem Porzellan. Der Fuß ist aus grünlischer Bronze gebildet, ebenso der übergebogene Zweig, auf dem zwei Vögel Zwiesprache halten.



Das früher ausschließlich bevorzugte Meißener Porzellan mit Zwiebelmuster für Speise-, Thee- und Kaffee-Service wird jetzt vielfach durch künstlicheren Fayence in Eisenbeinfarbe, mit Handmalerei, oder durch weißes Porzellan, mit Federzeichnungen in Rosa, Blau, Braun mit Gold, ersetzt.

Eine Spezialität, welche in dieser Saison große Verbreitung finden dürfte, sind die aus hellem Kalbleber gefertigten Halb-schuhe.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Zwischengerichte für die Familien-Tafel.

Ein passendes Menu ist bei der Herstellung eines guten Dinners die halbe Arbeit und erfordert von Seiten der Hausfrau keinen geringen Theil aller Sorgfalt und Mühe; auch sind es nicht die großen Platten, die Fische, Braten etc., sondern oft jene „Kleinigkeiten“, die einem Mahle den besonderen Reiz der Originalität geben und der Küche des Hauses einen Ruf verschaffen. Ein in der Gesellschaft viel genannter Mann sagte einst: „Wenn mich ein Freund zu Tische bittet, will ich wissen, wie man bei ihm im Hause kocht, und nicht dem stadtbekanntem Diner dieses oder jenes Koches begegnen!“ Wer keine Ausgabe zu scheuen hat, wer selber einen Koch oder eine Köchin besitzt, die Tüchtiges leisten, dem freilich wird die Sache leicht gemacht; viele Frauen müssen indessen selbst zugreifen, mindestens überlegen, wie Alles am besten einzurichten, am billigsten zu beschaffen sei. Dazu hat der Herr des Hauses oft einen ausgesprochenen Geschmack, beispielsweise für ein entrée, ein hors d'oeuvre, eine Appetit reizende Gourmandise, — es dürfen aber die ihm bekannten Gerichte, welche die Hausfrau gut zu bereiten versteht, nicht zu oft wiederkehren. Was nun thun? So fragenden Frauen bieten wir in folgendem eine Anzahl von Rezepten für „Kleinigkeiten“.

**1277. Falcher Caviar.** Eine beliebige Portion Anchovis wird entgrätet, leicht gewiegt, mit etwas trockener Petersilie und einer Zehe Knoblauch im Mörser gestoßen, — meist genügt schon eine Schalotte, namentlich wenn man den Mörser mit etwas Knoblauch ausgerieben hat, — dann mit Cayenne-Pfeffer, Salz, Zitronensaft und ein paar Tropfen Salatöl abgeschmeckt. Das Gericht wird in einer Glasschale servirt und Butter, sowie geröstetes, noch warmes französisches Weißbrod dazugegeben.

**1278. Krabben (Grewettes).** Ein Vier frisch abgekochter Krabben wird geschält, gewiegt, mit frischer Butter, Cayenne-Pfeffer, ein wenig Muskatblüthe, zuletzt mit etwas fein gehacktem Schnittlauch vermischt und ebenfalls mit geröstetem Weißbrod angerichtet.

**1279. Grüne Butter.** Ein Theil gut gewaschener und verlesener Petersilie wird in kochendem Wasser abgewellt, reichlich mit entgräteten Anchovis vermischt, durch ein Sieb getrieben, mit frischer Butter verrührt und, zu einer kleinen Platte geformt, unter einem Gießtisch mit dem Brode herumgereicht. Auch kann man kleine, gleichmäßig geschnittene, geröstete Brodstückchen die mit der angegebenen Butter bestreichen, und ein jedes mit einer entfeinteten Olive, um die ein Anchovis gelegt ist, garniren.

**1280. Gestoßener Lachs und Schellfisch.** Ebenfalls vortrefflich im Geschmack ist eine Mischung von kaltem, abgekochtem Lachs oder Schellfisch, der aus Haut und Gräten geschabt, mit frischer Butter im Mörser gestoßen, mit Cayenne-Pfeffer, Salz, etwas Muskatblüthe abgeschmeckt und leicht mit Curry-Pulver bepudert wird.

**1281. Farcirte Eier.** Man kocht beliebig viele Eier, schneidet sie quer durch in zwei Theile, nimmt das Gelbe heraus, schneidet von der unteren Seite der Eiweiß-Hälften eine Spitze ab und füllt sie wie kleine Becher mit einem Gemisch von gewiegener Zunge, Oliven, Anchovis, rothen Rüben und einigen Kapern; das Ganze wird mit ein Paar Tropfen besten Salatöles und Zitronensaft beträufelt und mit dem geriebenen Gelben der Eier bedeckt. Die Eier werden auf einer runden Schüssel angerichtet und der Rand mit vieredigen Stückchen gerösteten Weißbrodes garnirt.

**1282. Teufels-Bisquit.** (Für Derrren.) Wasser-Bisquit, — die „Albert“ genannten cakes, — werden auf beiden Seiten fett mit

Butter bestrichen, mit ein wenig Cayenne-Pfeffer gewürzt, auf einer Seite mit geriebenem Cheddarkäse, der mit englischem Senf vermischt wurde, bestreut, im Ofen geröstet und heiß servirt. Auch kann man statt des Senfes Anchovis oder Curry nehmen.

**1283. Appetit-Rähe.** Eine kleine Zwiebel oder Schalotte wird mit 4 Anchovis und einem Sahnenkäse, einem Stück frischer Butter, einem Theelöffel Senf, Cayenne-Pfeffer und Salz fein verrührt, zu einem Käse geformt und servirt.

**1284. Käseugeln.** Das zu steifem Schnee geschlagene Weiß von zwei Eiern wird mit  $\frac{1}{2}$  Kilo geriebenem Parmesankäse, Salz und Pfeffer vermischt, zu kleinen Kugeln geformt, in fünf Minuten in kochendem Fett goldgelb gebacken, gut abgetropft, mit Käse bestreut und nebst geröstetem Weißbrod herumgereicht.

**1285. Kalbsnieren mit Reis à l'italienne.** Vier Nieren, von denen man das Fett möglichst entfernt hat, schneidet man mit einem scharfen Messer in recht feine Scheiben, die man mit Salz und Pfeffer bestreut. Nun läßt man ein gutes Stück Butter in flacher Pfanne sich gelblich färben, legt die Nieren hinein, bestreut sie mit gehackter Petersilie, Schnittlauch und Champignons, läßt sie auf raschem Feuer nur steif werden, pudert etwas Mehl darüber, fügt guten Jus, einen Löffel Mostich und ein Glas Weißwein hinzu, schwenkt die Nieren, ohne sie kochen zu lassen, — wodurch sie hart werden würden, — ein paar Mal tüchtig um und servirt sie sofort in einem auf folgende Art bereiteten Reisrande. 125 Gr. Butter läßt man in einer Casserole gelb werden, schüttet  $\frac{1}{2}$  Kilo ungewaschenen guten Reis hinein, der so lange, bis er sich gelb färbt, in der Butter braten muß, gießt  $\frac{1}{2}$  Liter recht kräftigen Jus auf den Reis, fügt Salz und eine Zwiebel hinzu und läßt ihn auf gelindem Feuer etwa 20 Minuten dämpfen, bis er ganz trocken, ohne alle Sauce ist. Nun nimmt man die Zwiebel heraus, rührt noch ein Stück Butter und 125 Gramm geriebenen Parmesankäse dazu, füllt den Reis in eine Randform, die mit Butter ausgestrichen war, und füllt die Form auf eine passende runde Schüssel; in den leeren Mittelraum aber füllt man die Nieren.

**1286. Geschnittene Artichoden.** Die in kleine Stücke geschnittenen Artichoden werden mit etwas Anchovis-Sauce, Pfeffer und Salz langsam gedünstet. Sobald sie weich sind, füllt man sie in kleine Porzellan-Schalen oder Ragout-Ruscheln, gießt ein wenig Sauce darüber, bestreut sie mit fein geriebenem Weißbrod, legt obenauf klein gepflückte Butterkrümchen und läßt sie sich im Ofen oder mittelst einer glühenden Schaufel schön goldgelb färben.

**1287. Cotelettes en envelope.** Lamm-, Hammel- oder Kalbs-Cotelettes werden in Butter mit fein gehackten Kräutern und etwas Kapern mit Sardellen oder Anchovis-Butter auf gelindem Kohlenfeuer in flacher Pfanne auf beiden Seiten abgeschmeigt. Wenn sie erkalten sind, füllt man die Kräuter, die mit ein wenig Zitronensaft beträufelt werden, auf beide Seiten der Cotelettes, bestreicht sie einen halben Finger dick mit einem feinen Salspicon, schlägt jedes Cotelette in einen dünn ausgerollten Butterteig, so daß nur der Knochen unbedeckt bleibt und die Cotelette-Form erhalten wird, bestreicht sie mit gequirtem Ei und bäckt sie in heißem Ofen schnell gar.

Zu dem Salspicon verwendet man Kalbsmilch, Hirn, fein geschnittene Zunge, Champignons etc., welche Sachen sämmtlich in einer guten weißen Coulis kurz eingekocht, mit einigen Eigelb und Zitronensaft abgeschmeigt werden und in erkaltem Zustande solche Consistenz haben müssen, daß man sie schneiden kann.

**1288. Italienischer Kuchen.**  $\frac{1}{2}$  Kilo geriebener Parmesankäse wird mit  $\frac{1}{2}$  Kilo fein gewiegem Hammel-Nierenalg und 125 Gramm in kleine Stücke gebrochenen, weich gekochten Macaroni nebst Pfeffer und Salz vermischt. Nachdem man die Masse gut durchgerührt hat, fügt man zwei ganze Eier hinzu, füllt sie in eine fett ausgestrichene Form und läßt sie  $1\frac{1}{2}$  Stunde im Wasserbade kochen. Dann stürzt man die Speise und würzt sie mit einer guten Tomaten-Sauce oder kräftigem Jus. E. R.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Antworten.

**Potpourri-Parfum.** — Das unter dem Namen „Potpourri“ bekannte Zimmer-Parfum wird als solches nur durch Sammeln verschiedener duftender Blumenblätter hergestellt, die, einzeln abgepflückt und in dem sogenannten Potpourri-Topf aufbewahrt, allmählig dem ganzen Raume einen eigenen Duft mittheilen. Am besten hierfür geeignet sind Rosen, Orangen, Keseda etc. Während man früher ein wenig Salz auf die einzelnen Blätterlagen zu streuen pflegte, mischt man jetzt „Florentinisches Weichen-Pulver“ hinzu und läßt die Blumen einfach trocknen. Zur Herstellung eines als Räucherpulver verwendbaren Parfums ist folgende Mischung zu empfehlen: 800 Gr. Mastix, 266 Gr. Storax, 66 Gr. Benzoe, 33 Gr. Gewürznelken, 8 Gr. Lavendelblüthen, 8 Gr. Rosenblätter, grob gepulvert und gemischt. Oder:  $\frac{1}{2}$  Kilo Sandarach-Gummi, 200 Gr. Bernstein, 166 Gr. Weichrauch, 100 Gr. Mastix, 66 Gr. Storax, 66 Gr. Sassafras-Holz, 66 Gr. Florentinische Weichenwurzel, 166 Gr. Lavendelblüthen, 100 Gr. blaue Kornblumen, 33 Gr. Cascarill-Kinde, 133 Gr. Rosenblätter, ebenfalls grob gestoßen und mit 16 Gr. Bergamott-Öl und 66 Gr. Lavendel-Spiritus vermischt. — Das Räucherpulver wird auf eine heiße Platte gestreut; beide Parfums geben einen sehr feinen Duft. E. R.

**Chocoladen-Glasur.** — Man löst 100 Gr. Chocolate mit etwa 4 Eßlöffeln Wasser auf dem Feuer auf, läßt sie einmal aufkochen, rührt 220 bis 260 Gr. sehr fein gestoßenen Zucker einige Augenblicke damit auf dem Feuer, zieht die Masse zurück und rührt sie noch einige Zeit. Bildet sich, wenn man sie einen Augenblick stehen läßt, auf der Oberfläche eine ganz dünne Kruste, so ist die Glasur gut; man taucht dann die Kuchen rasch hinein, läßt sie einige Augenblicke im Ofen, dann an der Luft trocknen. — Die feinste aller Glasuren indessen bleibt die glace fondante, schmelzende Glasur, die aus dem früher beschriebenen Fondant-Zucker besteht, den man auch mit etwas in Wasser aufgelöster Chocolate mischen kann. Ein weiterer Vorzug dieser Glasur ist es, daß man sie lange bewahren kann; man thut in diesem Falle nur den fertig bereiteten Fondant-Zucker in einen kleinen Porzellan-Kopf und übergießt ihn, um das Trocknen zu vermeiden, mit einer dünnen Zucker-Auflösung. Beim Verbrauch nimmt man die erforderliche Menge dieser Glasur, verträubelt sie nach Belieben mit Zitronen-, Apfelsinen- oder Maraschino-, Rosen- oder Orangenwasser, erwärmt sie bis zum Flüssigwerden und überzieht die Kuchen damit. A. S.

**Eier frisch zu erhalten (30).** — Die Hauptbedingung ist, daß die Eier frisch und nicht geschüttelt, d. h. durch den Transport erschüttelt sind. Es steht fest, daß Eier, direct vom Reite genommen oder von den Landeuten zur Stadt getragen, sich viel länger aufbewahren lassen, als solche, die auf holprigen Wegen oder auf der Eisenbahn gefahren wurden.

Erste Art. Frische Eier, welche man aufbewahren will, läßt man in einer Lösung von Salicylsäure, 1 : 300, eine halbe Stunde liegen und stellt sie sodann in einem Eierhalter auf.

Zweite Art. Für ungefähr 200 Eier nimmt man ein faustgroßes Stück ungelöschten Kalk, legt dieses in einen fest gebundenen und gut verpackten Kübel, gießt Wasser hinein, rührt den Kalk auf, legt die Eier vorsichtig hinein und deckt den Kübel zu. Derselbe kann im Keller aufbewahrt werden. Wenn das Wasser anfängt, einzutrocknen, muß frisches aufgegossen und öfters der Kalk, der sich zu Boden legt, ausgerührt werden. Zerbricht eines der Eier, so fault es und steckt alle anderen an. Man kann die Eier auch einfach in dünne Kalkmilch tauchen, nachher wieder trocken lassen und an einem trockenen Orte aufbewahren. Die auf diese Weise behandelten Eier verlieren aber an Wohlgeschmack.

Dritte Art. Man legt die Eier schichtweise in vorher ausgetrocknetes Salz und überdeckt sie damit.

Vierte Art. Man legt die Eier sorgfältig in eine mit Syren oder Dinsel (Spelz) gefüllte Kiste. Man stellt sie auf die Spitzen, den stumpfen Theil nach oben, in die Syren, sodas keines das andere berührt, in Reihen neben einander, bedeckt sie wieder mit einer Schicht Syren, legt in gleicher Weise wieder eine Anzahl Eier darüber und fährt so fort, bis die Kiste gefüllt ist. Dieselbe muß an einem kühlen, trockenen Orte stehen.

Fünfte Art. Man legt die Eier in eine nicht zu concentrirte Wasserglaslösung, die auf ungefähr 30 Grad R. erwärmt ist, und taucht sie einige Male unter, da sie auf der Flüssigkeit schwimmen. Nach zehn Minuten sind sie fertig präparirt und werden auf einem hölzernen Roste getrocknet. So behandelte Eier bleiben Jahre lang gut.

Sechste Art. Die Eier werden mit Collobodium bestrichen, sodas dieses alle Poren der Schale ausfüllt und zu einem undurchdringlichen Häutchen trocknet. Im Großen würde diese Art des Aufbewahrens wohl zu theuer werden, aber für den Privatgebrauch giebt es kaum etwas Einfacheres und Sichereres. v. F.

**Die Goldhandlilie (Lilium auratum) als Freiland-Pflanze.** — Obschon diese Lilie zu den schönsten ihrer Art gezählt werden muß, so wird sie doch in unseren Gärten nur selten angetroffen, was um so merkwürdiger erscheint, als der früher so hohe Preis dieser Zwiebeln in neuerer Zeit durch die massenhafte Einführung aus Japan ein sehr billiger geworden ist. Die Kultur dieser Lilie ist durchaus nicht schwer und selbst Denjenigen sehr leicht möglich, welche über ein Gewächshaus nicht verfügen.

Im März bis April werden circa acht Zoll im Durchmesser haltende Töpfe zur Hälfte mit sandiger Lehmerde gefüllt und in je einen Topf nur eine blühbare Zwiebel so gepflanzt, daß sie wenige Centim. von der Erde überdeckt ist. Sobald die Zwiebeln zu treiben beginnen und der junge Trieb einige Zoll über den Topfrand emporgewachsen ist, wird der Topf mit der angegebenen Erde vollends zugefüllt, worauf sich der in der aufgefüllten Erde stehende Blütenstengel bewurzeln wird. Die Töpfe bringt man in's warme Zimmer, wo sie recht nahe dem Fenster aufgestellt werden. Ein Begießen ist im Anfange, so lange die Erde noch etwas Feuchtigkeit besitzt, nicht nöthig und muß auch später, wenn die Zwiebeln in starkem Wachstume sind, stets nur mäßig geschehen. Im Mai werden die Töpfe in's Freie gebracht und vor den Zimmerfenstern an einer recht sonnigen Stelle aufgestellt, wo sich alsdann die großen, prachtvollen Blumen sehr reichlich entwickeln werden. Je nach der wärmeren oder kühleren Temperatur beginnt die Blüthe Ende Juli oder auch erst im August.

Bei Weitem zweckmäßiger, als die Topf-Kultur, ist die Kultur der Zwiebeln im Freilande, wo sie unter zweckmäßiger Bedeckung, ohne Schaden zu leiden, selbst den kältesten Winter überdauern und daselbst einen viel reicheren und früheren Flor entwickeln. Man pflanzt sie zu diesem Zwecke im October in recht sandige Lehmerde circa vier Zoll tief und stürzt über jede Zwiebel einen leeren Blumentopf; dies geschieht, um die verderbliche Herbst- und Winterkälte, welche leicht Fäulniß der Zwiebeln verursacht, fern zu halten. Sobald stärkere Fröste eingetreten sind und zu befürchten steht, daß die Zwiebeln etwa leiden könnten, wird über diese Töpfe Torfgras gelegt, und zwar circa 1 Fuß hoch, sodas ein Durchdringen und Durchfrieren des Bodens unmöglich ist. Da die Zwiebeln im Frühjahr zeitig zu treiben beginnen, so ist es namentlich in Gegenden, wo Frühjahrs-Fröste häufiger vorkommen, geboten, dieselben durch irgend welche Vorrichtung zu schützen. Am besten ist es, die Zwiebeln, etwa acht Zoll von einander entfernt, auf ein gemeinsames Beet zu pflanzen, um, wenn nöthig, dieselben bei Spätfrostten mittelst eines zwei Fuß hohen und, je nach der Größe des Beetes breiten, nach Art eines Korbes angefertigten Weibengestechtes schützen zu können. Dieses Gestech wird nun leicht über die Gruppe gestürzt und tann, wenn es nöthig werden sollte, auch noch mit Strohmatte und dergl. bedeckt werden. Obwohl im Freilande gepflanzte Zwiebeln etwas später, als in Töpfen cultivirte, zur Blüthe kommen, so liegt doch darin, daß die Freiland-Zwiebeln von Jahr zu Jahr vollkommener und schöner blühen, ein nicht unbedeutender Vorzug vor der Topf-Kultur. Eduard Arlandt.

**Wales rarebit.** (Ein seltener Bissen aus Wales.) 250 Gramm geriebenen Cheddarkäse rührt man mit 100 Gramm feiner Butter zusammen, schneidet Milchbrod oder französisches Weißbrod in dünne Scheiben, bestreicht diese ganz leicht mit englischem Senf, dann mit der Käsebutter, streut etwas Cayenne-Pfeffer darüber und giebt den Bröckchen kurz vor dem Anrichten im Ofen eine schöne gelbe Farbe. W. S.

Erdweiss in Rom. — Es ist Kaiser Friedrich V. von der Pfalz gemeint, der „Winterkönig“, der 1619 zum König von Böhmen gewählt wurde, aber schon im folgenden Jahre durch die Schlacht am Weißen Berge die Krone verlor.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Supplement.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Rodenbildern; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Rodenbilder und 12 Rodenbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.